ZENTRALBLATT FÜR PSYCHOTHERAPIE

UND IHRE GRENZGEBIETE EINSCHLIESSLICH DER MEDIZINISCHEN PSYCHOLOGIE UND PSYCHISCHEN HYGIENE

ORGAN DER

INTERNATIONALEN ALLGEMEINEN ÄRZTLICHEN GESELLSCHAFT FÜR PSYCHOTHERAPIE

HERAUSGEBER:

PROFESSOR DR. M. H. GÖRING
BERLIN

PROFESSOR DR. C. G. JUNG
KÜSNACHT-ZÜRICH



BAND 10

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG · 1938

SCHRIFTLEITUNG:

Dr. Otto Curtius, Duisburg a. Rh., Am Buchenbaum 8 part.

Dr. C. A. Meier, Zürich 7, Freie Straße 29

Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

Aktuelles

Wissenschaftliche Aufsätze

Referate

AKTUELLES

Am 11. August 1938 starb nach langem schweren Leiden an einer Sepsis im Alter von 47 Jahren

JOHANNES LANGE

ord. Professor der Psychiatrie und Neurologie,
Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik
in Breslau.

Er hat mit großem Verständnis für Psychotherapie stets in Fühlung mit uns gestanden. 1935 fand unter seiner örtlichen Leitung die 1. Tagung der Deutschen allgemeinen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie in Breslau statt. In freundschaftlicher Weise stellte er sich selbst, seine Mitarbeiter und seine Klinik zur Verfügung. Die Psychotherapeuten werden sich stets dankbar seiner erinnern.

Der Vorsitzende der Deutschen allgemeinen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie

WISSENSCHAFTLICHE AUFSÄTZE

GEORG A. ROEMER:

VOM RORSCHACHTEST ZUM SYMBOLTEST

Rückblick auf 20 Jahre Entwicklung psychomedizinischer Testmethoden[1])

Hermann Rorschach Persönlichkeit und Testmethode

Die Legende läßt gern das Kind schon etwas tun, was die Besonderheit der späteren Lebensleistung ahnen läßt. Bei Hermann Rorschach besteht aber tatsächlich ein solcher Zusammenhang von Spiel und Ernst: schon in der Schule erhält er den Spitznamen „Klecks", weil er seine Hefte mit Malereien anzufüllen pflegt, die an Justinus Kerners berühmten Klecksversuch erinnern.

Allerdings, eine solche Spielerei etwa als Anreiz zu romantischen Versen zu benützen, wie der Doktor und Dichter im schwäbischen Weinsberg, oder, wie Jahrhunderte vorher, Leonardo da Vinci zur Erweckung künstlerischer Phantasien, kommt ihm damals nicht in den Sinn. Viel eher ist diese Vorliebe dahin zu deuten, daß er, als Sohn einer Schweizer Lehrersfamilie, nicht ohne weiteres gewillt war, sich in die Grenzen häuslicher Vorstellungen und Wertmaßstäbe einzufügen.

Bald erweist es sich denn auch, daß er dem herkömmlichen Rahmen entwachsen will. Während er in Zürich Medizin studiert, findet er in einer russischen Mitstudentin die Frau und Arbeitsgefährtin seines Lebens. Ein Jahr vor dem Weltkrieg siedelt er in eines der bedeutendsten russischen Nervensanatorien, Krükowo, in der Nähe Moskaus über, in dem seine bisherige medizinisch-psychiatrische Begriffswelt durch die Weite und Tiefe des russischen Lebens aufs nachhaltigste berührt und umgewandelt wird. Nach der Rückkehr faßt er seine Arbeit in der Herisauer Heil- und Pflegeanstalt ganz tiefenpsychologisch an, beschäftigt sich daneben mit der Entstehung und der landschaftlichen Verwurzelung religiöser Sekten in der Schweiz und bleibt im Grunde zeitlebens den mystischen Seiten der russischen Seele nah verbunden.

---

[1]) Vortrag, gehalten am 19. Juni 1938 im Deutschen Institut für Psychologische Forschung und Psychotherapie in Berlin, mit Lichtbilddemonstrationen und am 3. Juli 1938 in der Stuttgarter Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Instituts.

Gleichzeitig trägt er aber doch auch alle rationalen Züge seiner heimatlichen Herkunft in sich. Er will und muß sich alles klarzulegen suchen. Er möchte diagnostizieren, messen und rechnerisch erfassen, so nüchtern und zielstrebig, wie es nur irgend seiner pädagogischen Neigung entspricht. *In dieser doppelten Veranlagung, die zugleich eine Gespaltenheit in sich birgt, liegt bereits Grundmotiv und Problematik seiner späteren Leistung.*

Auf diesem eigenartigen persönlichen Boden entsteht sein Test, der sich von Anfang an rein in rationaler Richtung entwickelt. Ursprünglich ein einfacher Aufmerksamkeitsversuch nach der trocken-intellektualistischen Art, wie viele solche Experimente der damaligen psychiatrischen Schule, erweitert er sich erst langsam, manchmal fast wider Willen RORSCHACHS, zu einem tiefergehenden Experiment. Es zeigt sich, daß die verschiedenen Kranken der Heil- und Pflegeanstalt verschiedenartig und in sich charakteristisch reagieren, und er erkennt die Möglichkeit, eine psychiatrisch-diagnostische Methode von umfassenderer Bedeutung daraus zu machen.

Auch jetzt hält er noch streng daran fest, daß es sich nur um ein „wahrnehmungsdiagnostisches" Experiment handle. So viel Irrationales, das aus seinem eigenen Wesen stammt, schon damals in dem Versuch liegt, so bewußt, fast schroff schließt er sich dagegen ab. Er selbst hat längst Psychoanalyse gemacht; er arbeitet analytisch mit Privatpatienten, die ihn aus der näheren und ferneren Umgebung St. Gallens aufsuchen. Aber er betont immer wieder, auch in seiner Veröffentlichung, daß sein Test mit tiefenpsychologischen[1]) Gedankengängen nichts zu tun habe. Er wird ärgerlich, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, daß eine solche Verbindung möglich, ja notwendig sei.

Die einzige Bindebrücke zur Psychologie des Unbewußten, die er für seinen Test anerkennt, sind die Typen von C. G. JUNG. Hier fühlt er eine Beziehung zu seiner rational-pädagogischen Seite. So entspringt in ihm der Wunsch, die JUNGschen Typen mit seinem Test beim einzelnen exakt bestimmen zu können, und *aus der Berührung mit JUNG ergibt sich ihm das Fundament seiner gesamten Auswertung.*

Der Aufbau seines Testsystems

Was ist nun eigentlich sein Test? Wo liegen die Anfänge des Systems, das er nachher in wenigen Jahren, wie von einem inneren Zwang getrieben, aufgebaut hat? In etwas unendlich Einfachem, ihm seit Jugend Vertrautem: in einem Klecks. Eines Tages macht er sich 40 Klecksbilder und wählt 10 davon aus, die ihm am ge-

[1]) Unter dem Begriff „tiefenpsychologisch" werden hier entsprechend dem neueren Sprachgebrauch alle psychologischen Arbeitsrichtungen verstanden, die die Bedeutung des Unterbewußtseins für das seelische Geschehen anerkennen.

eignetsten erscheinen, weil sie mehr Gestaltungen und Anklänge an Figuren enthalten, als die anderen, die noch im Stile JUSTINUS KERNERS reine „Schmetterlinge" sind. Er legt sie seinen Patienten mit der Frage vor: „Was meinet Ihr, daß das ist?"

Er will sehen, ob die Patienten wie bei einem Vexierbild das darin erkennen können, was er selbst sich darunter vorgestellt hat. Er findet aber, daß sie ganz anderes sehen; er protokolliert, sammelt, vergleicht und sichtet. Er bemerkt bald, daß eines der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale der einzelnen Befunde ist: ob Figuren in dem Test gesehen werden, menschliche oder menschenähnliche Gestalten, die irgendeine Haltung oder eine Bewegung ausdrücken, und die er mangels einer besseren Bezeichnung „*Kinästhesien*", d. h. Bewegungswahrnehmungen nennt.

Dann fällt ihm auf, daß sich ein zweites Unterscheidungsmerkmal bei diesen Beobachtungen aufdrängt: nämlich ob die Farben der Testbilder im Versuch verwertet werden. Wenn etwa eine Tafel mit roten Formen kommt, gehen die einen darüber hinweg, wie wenn keine Farben für sie existieren würden, während die andern Blut, Feuer, Sonne, Explosionen und ähnliches darin sehen — ein Antworttypus, den RORSCHACH mit dem Ausdruck „*Farbantwort*" belegt.

Beide Antwortarten, die „Bewegungsantwort" und die „Farbantwort" (von ihm in Abkürzung als *B* und *Fb* bezeichnet), werden für ihn allmählich zum Kernstück der ganzen Versuchsergebnisse. Beim Ordnen seiner Befunde scheint es sich ihm als Gesetzmäßigkeit zu bestätigen, daß die Bewegungsantworten sich vor allem bei dem Typus finden, den JUNG als introvertiert bezeichnet, und die Farbantworten bei den JUNGschen Extravertierten. Die Anzahl jeder der beiden Antwortarten wird für ihn zum unmittelbaren Maß für die Stärke der Introversion oder Extraversion. Die rationale Seite seines Wesens erfährt so die Erfüllung ihres Wunsches: *die JUNGschen Typen sind von da an beim einzelnen Untersuchten für ihn experimentell und zahlenmäßig feststellbar.*

Im Glück dieser Entdeckung geht er daran, den Ausbau des Schemas fortzuführen und durch einige neue Begriffe zu erweitern. Er überlegt zunächst, daß die Extraversion seiner Empfindung nach ein Vorgang in einer ganz anderen Ebene ist als die *Introversion.* Er sucht also diese Andersartigkeit auch sprachlich auszudrücken und ersetzt daher den Begriff „Extraversion" durch die neue Bezeichnung: „*Extratension*".

Die Leichtigkeit, mit der die Begriffe „Introversion" und „Extraversion" im psychologischen Sprachgebrauch sich eingebürgert haben, weil der ihnen zugrunde liegende Gegensatz von „Innen" und „Außen" dem Gefühl entgegenkommt, läßt ihn dabei nicht vergessen, daß eine genauere Begriffs-

bestimmung dafür nur schwer zu geben ist. Auch bei JUNG selbst ist im Lauf der Jahre manche Wandlung und Veränderung im inneren Gehalt der beiden Grundbegriffe vorgegangen. So entschließt sich RORSCHACH, beide Begriffe mit dem Inhalt zu erfüllen, der ihm das Wichtigste und Wesentlichste daran erscheint. Für ihn ist die Introversion vor allem der Vorgang des In-sich-kehrens, gleichzeitig aber im letzten Grunde auch des Schuldsuchens in sich selbst, während die Extratension ihm nicht nur bedeutet, daß der Betreffende mit seiner ganzen Gefühlseinstellung „nach außen lebt", sondern daß er auch geneigt ist, jede Schuld an anderen zu suchen.

Der weitere Ausbau dieser Gedanken führt ihn zu der Anschauung, daß beide reinen Typen für sich allein nur einen überspannt-einseitigen Zustand wiedergeben, eben den des „*Introvertierten*" und des „*Extratendierten*". Der ideelle Wert eines Typus wächst aber um so mehr, je mehr er eine Vereinigung und Mischung beider Einstellungen zur Um- und Innenwelt darstellt. Damit entstehen zunächst zwei Übergangsformen: ein Vorwiegen der Introversion mit einem Einschlag von Extratension erzeugt den „*Introversiven*", der zur Introversion wohl fähig, aber nicht dazu gezwungen ist (wie der Introvertierte). Auf der anderen Seite schafft eine stärkere Extratension mit einem Zusatz von Introversion den „*Extratensiven*", dem also die Möglichkeit der Extratension frei und beliebig zur Verfügung steht, während der Extratendierte der Notwendigkeit dazu so gut wie unbeherrschbar unterliegt. Nähern sich aber schließlich beide Mischformen ihrem gemeinsamen Mittelwert und damit ihrer gegenseitigen harmonischen Ausgewogenheit, so entsteht ein Gleichgewicht zwischen Introversion und Extratension, das RORSCHACH mit dem neuen Ausdruck „*ambiäqual*" belegt.

In diesen wenigen Begriffen liegt die ganze Skala eingeschlossen, die sich zwischen den beiden JUNGschen Grundbegriffen der Erlebnisarten spannen läßt:

Introvertiertheit
Introversivität
Ambiäqualität
Extratensivität
Extratendiertheit.

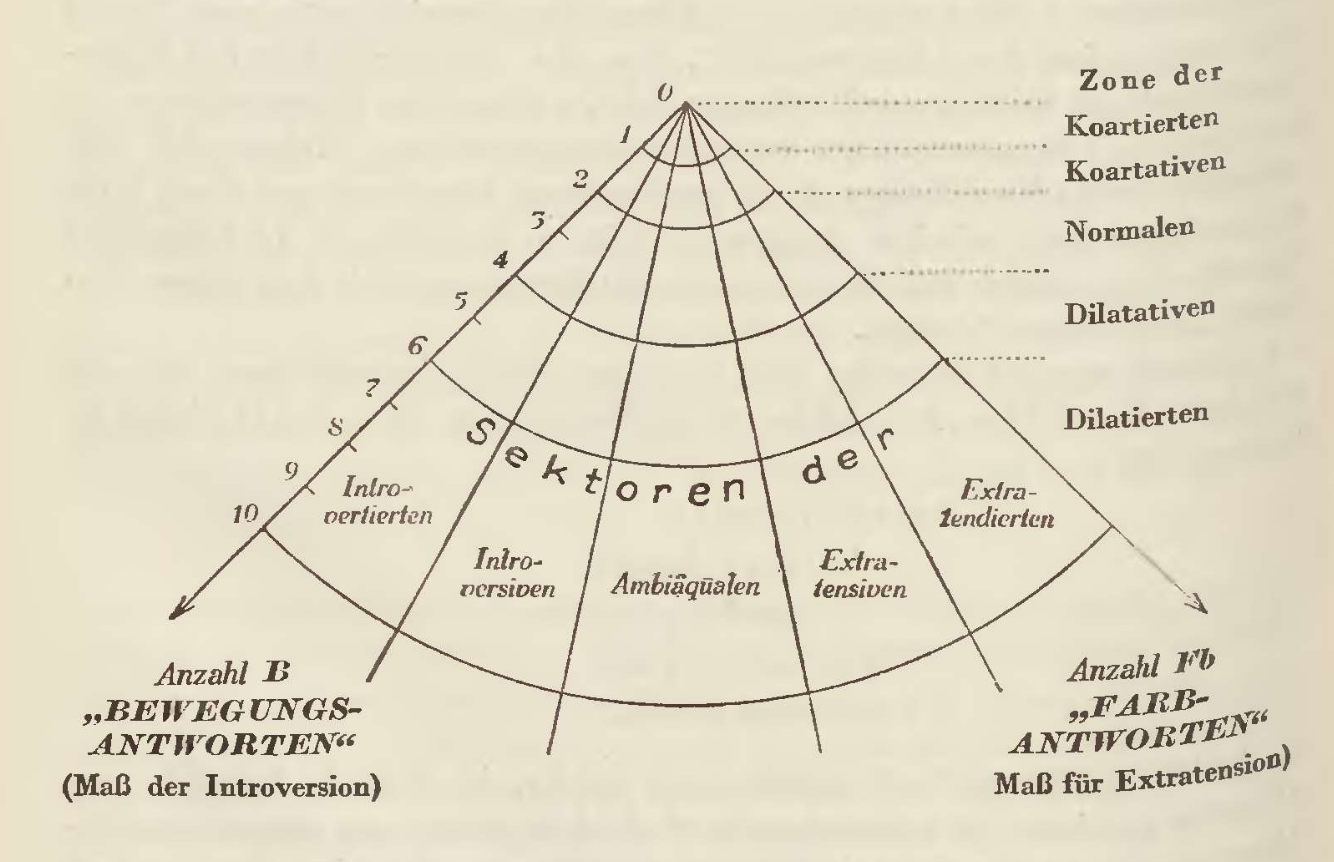
Sie bilden gleichsam die Sektoren eines Feldes, in dem sie lediglich eine Richtung anzeigen, ein proportionales Maß, dem jedoch zur endgültigen Bestimmung die Angabe der tatsächlichen Ausdehnung, d. h. das absolute Maß des vorhandenen Kräfteumfangs fehlt.

RORSCHACH erkennt auch diese Lücke und schließt sie mit einer neuen Terminologie. Er bezeichnet die Menschen mit schwachen, gering angelegten,

verkümmerten oder verdrängten Erlebniskräften als „*koartiert*", die mit starken und weitgespannten Erlebnismöglichkeiten als „*dilatiert*". Er setzt dazwischen die ungefähre Zone der Norm, nicht ohne auch hier wieder einen gleitenden Übergang zu den Extremen einzufügen mit dem „Koartativen" und „Dilatativen". So entsteht eine zweite Skala, die der Erlebnisstärke, mit ihren Stufen:

koartiert
koartativ
normale Mitte
dilatativ
dilatiert.

Es mag wohl auf den ersten Blick erscheinen, als sei durch diese Ineinanderfügung von Begriffen eher eine Erschwerung, als eine Abklärung ins Leben gerufen worden. Erst wenn man genauer die Verbindungslinien zieht und das daraus entstehende **Feld der Erlebnisfähigkeit** sich aufzuzeichnen sucht, erkennt man, welche Einfachheit, Großzügigkeit und praktische Brauchbarkeit



RORSCHACH's FELD DER ERLEBNISFÄHIGKEIT

Die Einteilung entsteht durch Auszählung der beiden Spezialformen des RORSCHACH-tests, der Bewegungs- und Farbantworten und ihrer Kombinationsmöglichkeiten.

durch das von Rorschach neu geschaffene Begriffssystem gewonnen worden ist, eine praktisch sehr erwünschte Erweiterung des Jungschen Grundschemas.

Der graphische Aufriß spricht für sich selbst und bedarf nach den vorausgehenden Ausführungen wohl keiner weiteren Erläuterung. Immerhin, es geht wie bei allen Schema-Darstellungen: erst die praktische Arbeit kann sie mit wirklichem Leben füllen, und nur wer die einzelnen Typen wie Schachfiguren auf ihren Feldern aufgestellt vor sich sieht, wird voll begreifen, wie viel der knappe Raum an Menschlichem umfaßt.

So findet sich etwa ganz oben, am Scheitelpunkt des Feldes, der verknöcherte *Bürokrat*, der geborene Pedant, der sich aus Starrheit oder Ängstlichkeit immer an Konvention und Paragraphen halten muß. Links unten steht der grübelnde, in sich versponnene introvertierte *Gelehrte*, der Empfindungsmensch, dem seine inneren Wahrnehmungen wichtiger und „wirklichkeitsnäher" sind, als die Außenwelt. Sein Gegenüber (übrigens auch er nicht am äußersten Rand, der der pathologischen Zone vorbehalten bleibt) ist rechts unten der ganz dem Außen zugewandte *Geschäftsmann*, der mit allen bekannt ist und der alle triebhaft, ohne große Skrupeln für seine Zwecke benützt. Zwischen den beiden letzteren, in der Mitte unten im Schema, trifft man das ewige Gegenspiel des verkalkten Bürokraten: den *Künstler*, der ganz seinen Stimmungen, Einfällen und Gefühlen hingegeben wie der Mystiker bereit ist, die Welt im Rausche seiner Bilder neu zu schaffen.

Selbstverständlich sind solche Typen — wie alle Typologien — immer nur ein ungefähres Abbild, das im einzelnen starken Variationen unterliegt. So kann, wie Rorschach ausdrücklich erwähnt, der Künstler je nach seiner Eigenart praktisch an verschiedenen Punkten des Schemas anzutreffen sein, z. B. unter den Malern der formale Gebrauchsgraphiker mehr nach oben, der flotte Schwarz-weiß-Figuren-Zeichner mehr nach links und der naiv Farbenfreudige mehr nach rechts. Selbst solche feineren Unterteilungen sind also im Schema unterzubringen. Kurz: *jeder Erlebnistypus kann hier seinen Platz finden, ohne eine andere Zensur als die, die der Testversuch als solcher aufgezeichnet hat.*

Und doch ist mit dieser Einordnung nach Erlebnisstärke und Erlebnisart die Auswertung des Testversuchs für Rorschach noch lange nicht zu Ende. Alles, was sich noch weiter anschließt, die ganze fein abgestufte Untersuchung der rationalen Elemente und ihrer Spielarten, erwächst für ihn einzig und allein aus der Bestimmung der Erlebnisfähigkeit. Wie bei der Klagesschen Graphologie das „Formniveau", so beherrscht hier der beim Einzelnen gefundene Erlebnistypus das gesamte Bild der Auswertung. Nur durch ihn er-

halten alle anderen Werte und Symptome ihre Farbe, Plastik und ihren sinnvollen Zusammenhang. *Man kann sich dabei die Rationalität wie eine Senkrechte vorstellen, die auf dem Erlebnisfeld errichtet wird als Zeichen, daß hier eine neue, dritte Dimension mit einbezogen wird, die aber trotzdem ganz an den gegebenen Ort des Basisfelds gebunden bleibt.*

Was gehört nun zu dieser Rationalität, und wie findet Rorschach sie in seinem Testversuche ausgedrückt? Das erste, was ihm in dieser Richtung entgegentritt, ist die Verschiedenheit, mit der die einzelnen Untersuchten auf Gestalt und Form eines Testbildes sich einstellen, namentlich was sie an Bildstücken sich herausgreifen und erfassen: ob das gesamte Bild, ob große und oft gesehene Teile, oder Wenig-Übliches und Nebensächliches wie etwa Zacken, Spitzen, Ausläuferchen u. dgl. Demnach unterscheidet Rorschach die drei „Erfassungstypen“:

die *Ganzantworten* (von ihm als *G* bezeichnet),
die *Detailantworten* (die *D's*), und[1])
die *Kleindetailantworten* (die *Dd's*).

Sinn und Symptomwert, der diesen drei Erfassungsarten zukommt, erhellt am besten aus dem zweiten Merkmal, das sich für Rorschach unmittelbar an diese Typenbildung anschließt. Es ist die Reihenfolge, mit der der Erfassungsvorgang sich bei jedem Bild vollzieht: z. B. folgerichtig von der Übersicht über das Bild als Ganzem (dem G) ausgehend, dann zum praktisch Wichtigen (dem D) fortschreitend, um schließlich, etwa bei besonders Gründlichen und Systematischen oder auch durch Kleinigkeiten Ablenkbaren, beim Kleindetail (dem Dd) zu endigen.

Hier, in dieser *Reihenfolge* (der „*Sukzession*“) wiederholt sich eine ähnliche Polarität, wie bei der Koartation und Dilatation: es gibt Befunde mit straffer, ja starrer Durchführung dieses Vorgehens oder irgendeiner Varianten, ebenso wie solche mit lockerem, durchaus noch logischem, aber dem einzelnen Testbild mehr angepaßten Gedankenspiel und endlich andere, bei denen alle Gedankengänge in Auflösung, Zersetzung und Sprunghaftigkeit übergehen. Dazu tritt bei jeder einzelnen Deutung noch die Frage hinzu: ob die Formen „gut gesehen“ sind, ob kritisch und übergenau kontrolliert, oder nur vage und unscharf, etwa weil der Betreffende schon durch die Farbe oder den groben Umriß der Deutungsform zu seiner Antwort bestimmt worden war.

Auf diese Weise ergibt sich auch im Rationalen ein großer Reichtum von

---

[1]) In meinem Besitz befinden sich Originalzeichnungen Rorschachs, in denen er handschriftlich die als D angesehenen Bildteile bezeichnete, — eine für die Auswertung grundlegend wichtige Angabe, die er bei der Veröffentlichung seines Buches vergessen hatte.

Spielarten, bei denen keinem Betrachter Zwang angetan und doch eine Bewertung nach klaren Gesichtpunkten möglich wird. Aus einem kleinen „wahrnehmungsdiagnostischen Experiment“ erwächst so gleichzeitig — neben der Bestimmung der Erlebnisfähigkeit — ein Intelligenzprüfungs-Versuch, der eine fast universelle Anwendung erlaubt, unabhängiger von Bildungsgrad und Altersstufe, als jeder bisher bekannte Test. So stark sind die rein formalen Elemente dieses Testprinzips.

Wie verhält es sich endlich mit dem Inhalt der Deutungen? RORSCHACH schreibt dazu in seinem Buch:

> „Als Methode, um ins Unbewußte einzudringen, kommt der Versuch nicht in Betracht; zum mindesten steht er hinter den andern tiefenpsychologischen Methoden, Traumdeutung, Assoziationsexperiment usw. weit zurück.“
>
> „Deutungen, die unbewußte, verdrängten affektgeladenen Komplexen entstammende Inhalte ans Tageslicht bringen, sind auffallend selten.“

Von dieser Überzeugung aus, die für seine eigene Testserie tatsächlich in weitem Umfang zutrifft, erklärt es sich, daß RORSCHACH das Naheliegende vermied, den tieferen Wurzeln einer Deutung nachzugehen.

Was er vom eigentlichen Inhalt einer Antwort in die Auswertung mit einbezieht, bleibt dadurch ebenfalls ganz im Formalen. Er notiert, ob eine Deutung ihm gut oder schlecht erscheint, ohne eine andere Kontrolle als seinen subjektiven Wertmaßstab, nur selten unterstützt durch eine Pausenzeichnung der gesehenen Auffassung. Er schreibt ferner an, ob eine Antwort häufig oder selten ist, und auch das nur nach dem ungefähren Eindruck seiner persönlichen Erinnerung, ohne jede Statistik und Unterlage. Er zählt aus, wieviel Tierdeutungen in dem Versuch gegeben wurden und schließt daraus auf Konzentration oder eine Einseitigkeit der Interesseneinstellung oder beim Auftreten von Einzelteilen menschlicher Figuren, von Füßen, Fingern usw. beispielsweise auf Neigung zu Vorsicht und Ängstlichkeit.

Mit diesen Berechnungen ist das Bild der Auswertung vollends abgerundet. Es ist schließlich eine ganze *Hierarchie von Begriffen und Kategorien* geworden, in die jede einzelne Antwort einsortiert wird. RORSCHACH nennt diese Einordnung „*Signierung*“ und zerlegt dementsprechend jede Antwort in immer kompliziertere Formeln von Abkürzungen, die nur dem Eingearbeiteten wirklich sich erschließen. *Aus der Addition der Formeln ergeben sich dann die Gesamtstrukturwerte für die Persönlichkeit, mit einer Fülle von Bewertungen, Korrelationen, Gesetzmäßigkeiten, diagnostischen Typen und, als Folgerung daraus, von Einzelaussagen über die rationalen und erlebnismäßigen Eigenheiten der Versuchsperson.*

Grenzen und Kritik der klassischen Rorschach-Methode

Was ist nun mit diesem Testsystem erreicht, was überhaupt mit ihm erreichbar? Wo liegen die Grenzen, wo das Sichere, das unbedingt Verläßliche und Bleibende dieses geistvoll zusammengefügten Werkes?

Darüber besteht kein Zweifel: die klassische Rorschachmethode, wie sie heute noch angewandt wird, war und ist der großzügigste Versuch, mit der Methodik experimentalpsychologischen Denkens tiefere seelische Tatbestände zu erfassen. Kein einziges Experiment ist im internationalen Schrifttum bekannt, das von Seiten der Experimentalpsychologie oder der psychiatrischen Diagnostik so weit in das Gebiet des Unbewußten vorzustoßen unternommen hätte. Kein Versuch macht sich anheischig, so wichtige Aussagen über die seelische Struktur des Betreffenden zu geben, wie diese Testmethode auf zahlenmäßig-empirischer Grundlage.

Wie steht es nun um diese rechnerische Basis des Versuchs? Ist sie tragfähig genug, um einen Aufbau von solcher Größe und Differenzierung zu erlauben? Handelt es sich bei den Ergebnissen wirklich um feststehende Werte der Persönlichkeit, um so konstante typologische Faktoren, daß sie — von kleineren und berechenbaren Schwankungen abgesehen — keinen größeren Wandlungen unterliegen? Rorschach selbst war dieser Überzeugung. Er glaubte, daß es dem Einzelnen beinahe unmöglich sei, sich dem bei ihm festgestellten Erlebnistypus, ja auch nur den gewohnten Bahnen seines rationalen Gedankenablaufs zu entziehen. Er war geradezu der Auffassung, daß in allem, was der Betreffende tat und erlebte, seine im Testversuch errechnete Eigenart ihn wie mit einer eisernen Klammer festhalte. Für ihn war der — alles entscheidende — Erlebnistypus eine Zahl, und zwar die Verhältniszahl von Bewegungsantworten zu Farbantworten (abgekürzt Zahl der B zu Zahl der Fb), also mathematisch gesprochen: ein Punkt auf dem Felde der Erlebnisfähigkeit.

Ist es aber in Wirklichkeit ein Punkt? Ist es nicht vielmehr eine, wenn auch umgrenzte Fläche auf dem Gesamtfeld der Erlebnisfähigkeit? Zugegeben, daß diese „Erlebnisfläche" für viele Menschen recht klein sein kann, und namentlich im koartierten Bereich keine nennenswerten Ausdehnungen auch in andere Zonen haben mag. Im allgemeinen werden aber beim Durchschnittsmenschen koartative Stimmungslagen abwechseln mit dilatativen. Erst recht bei differenzierterer Persönlichkeitsstruktur werden sich dilatiertere Phasen mit koartierteren, introversive und selbst introvertierte Zeiten mit extratensiven und extratendierten ablösen. Vollends wenn man nicht einen Augenblicksquerschnitt durch eine bestimmte Entwicklungsstufe, sondern durch die erlebnismäßigen Perioden des ganzen Lebens einen Längsschnitt legt, wird

die Annahme beträchtlicher Verschiebungen auf dem Erlebnisfeld zur Selbstverständlichkeit. Sie können ein solches Ausmaß haben, daß derselbe Mensch sich etwa in seinen früher geschriebenen Tagebüchern kaum wiederzuerkennen glaubt und nur mühsam — wie tagtäglich jeder Analytiker erfährt — den Zugang zu seinen früheren Erlebnisformen findet.

Alles das weiß Rorschach sehr wohl; er spricht auch bei Gelegenheit ausdrücklich von dieser Veränderungsmöglichkeit. Er glaubt aber, daß wenn schon die Erlebnisarten eines Menschen mit einer Fläche aufgezeichnet werden müßten, diese doch wenigstens einen Schwerpunkt besitze, und daß der in seinem Testversuch erfaßbare „habituelle Erlebnistypus" (eben die Verhältniszahl von B zu Fb) nichts anderes sei, als dieses Zentrum seelischer Gravitation.

Welche Belege vermag er nun für diese Überzeugung anzuführen? Er schreibt dazu:

> „Aus den Befunden eines Experiments auf die Erlebnisweise eines Menschen zu schließen, ist immer gewagt, und aus den Befunden eines so simplen Befunds auf die gesamte habituelle Erlebnisweise eines Menschen schließen zu wollen, mag auf den ersten Blick als Ungeheuerlichkeit erscheinen. Dem sind entgegenzuhalten zahlreiche diagnostische Kontrollversuche, ferner die weitgehende, vielleicht vollständige Übereinstimmung der so festgestellten Erlebnistypen mit der klinischen Beobachtung an Psychosen."

Was war nun das Beobachtungsmaterial Rorschachs, auf Grund dessen er diese Sätze aussprach? Bei den Patienten, die ihm in der Herisauer Heilanstalt zur Verfügung standen, überwogen mehr oder weniger die ausgebildeten und abgelaufenen Psychosen, die in der Unbeeinflußbarkeit ihrer Krankheitsbilder fast bei jeder Art Testversuch den Eindruck von Stabilität hervorrufen mußten. Gerade sie machten aber die überwiegende Zahl seiner in Jahren erarbeiteten Testsammlung aus[1]).

Dem gegenüber war der Prozentsatz von Normalen ungleich geringer, und auch hier mußte er sich zunächst vor allem auf Befunde von Wärtern und Wärterinnen der Anstalt stützen. Versuche mit Gebildeteren waren und blieben lange Zeit für ihn eine ausgesprochene Seltenheit, bis nach Drucklegung seiner Testserie, also kurz vor seiner Veröffentlichung, ihm von befreundeter

[1]) In seinem Buch führt Rorschach als Statistik auf: 288 Anstaltskranke (davon allein 188 Schizophrenien), 62 normale Nicht-Gebildete und 55 normale Gebildete. Unter den beiden letzten Gruppen war aber nach seinen eigenen Angaben zu den Befunden, deren Namensliste noch bei meinen Akten ist, ein verhältnismäßig großer Teil „Problematische" und „Eigenartige". Das Material an wirklich einwandfrei normalen Testbefunden war also viel zu gering, um auch nur eine bescheidene Statistik darauf aufbauen zu können (siehe Rorschachs eigene Äußerung S. 320).

Seite mehr und mehr Befunde von normalen und neurotischen Gebildeten zugingen. Eine Nachprüfung seiner Ergebnisse an der Wirklichkeit der Praxis, etwa der Industrieberatung oder der Berufsberatung, oder die Verfolgung normaler Entwicklungen über Jahre und Jahrzehnte hinweg — alles das war ihm seinerzeit, aus Gründen seiner Position, verschlossen.

Es war gar nicht anders möglich, als daß ihm auf diese Weise eine Reihe von Faktoren in ihrer Bedeutung unbekannt bleiben mußten, die sich einem Beobachter unmittelbar aufdrängen, der nicht hinter Anstaltsmauern, sondern draußen im Leben mit dem Testversuch zu arbeiten beginnt. Je reicher und menschlich bedeutender die Persönlichkeit der Untersuchten dabei ist, je zielstrebiger alle Eignungen und Eigenschaften auf einen vorgefaßten Leitgedanken ausgerichtet sind, um so wertvoller werden die Einblicke sein, die sich daraus für die Grundlagen des Verfahrens eröffnen. Kurz: *erst beim Studium normaler Entwicklungen konnte und mußte sich, wenn überhaupt, die Frage nach Beständigkeit und Wandlung des „habituellen Erlebnistypus" und anderer Grundelemente des Tests lösen.*

Es ist gar keine Frage, daß Rorschach ein solches Material nur in sehr beschränktem Maße zu Gebote stand. Gelegentlich kamen ihm selbst diese Lücken schmerzlich zum Bewußtsein, so, wenn er noch 14 Tage vor seinem Tode mir nach Deutschland schrieb:

> „Ich beneide Sie selbstverständlich um die interessanten Menschen, die Sie aufnehmen können, freilich etwas anderes, als unsere Appenzeller, die so rundgeschliffen sind wie Kiesel im Flußbett."

Oder, im selben Brief, als Antwort auf eine kleine Statistik von 20 Studenten eines college-artigen Universitätsinstituts:

> „Ihre Ausrechnung der statistischen Häufigkeit der einzelnen Deutungen von normalen Befunden halte ich für sehr gut. Ich habe noch kein genügendes Material, um etwas derartiges mit den meinen machen zu können."

Was ergab nun diese statistische Nachprüfung der Rorschachschen Aufstellungen im Normalbereich? Auf alle Fälle die Tatsache, daß der „habituelle Erlebnistypus" durchaus nichts so Dauerhaftes und Unumstößliches ist, wie Rorschach es durch sein Material bei Psychosen angenommen hatte. Sowohl einfache Schwankungen der Stimmung, die er selbst schon in seinem Buch erwähnt, wie auch sonst ganz beträchtliche Unterschiede, die nicht nur in besonderen Perioden, wie Pubertät, Krankheitsphasen, Konfliktssituationen usw. auftraten, waren beim Normalen, vor allem auch beim gebildeten Normalen einwandfrei nachweisbar. Auch der Gedanke eines zahlenmäßig erfaßbaren Schwerpunkts seelischer Gravitation, um den solche Differenzen etwa gruppierbar waren, mußte dabei fallengelassen werden.

Aber zugegeben, daß der Erlebnistypus eine variablere Größe war, als Rorschach angenommen hatte — vielleicht konnte man doch den einen Grundgedanken noch festhalten: so lange der Erlebnistypus des Untersuchten gleich blieb, blieben vielleicht auch die Zahlenwerte im Rorschachtest gleich? Sicher hätte es für die klinische Brauchbarkeit des Testversuchs nur eine geringfügige Einschränkung gegenüber der ursprünglichen Auffassung bedeutet, wenn sich wenigstens eine solche Gesetzmäßigkeit als zutreffend erwies. In Wirklichkeit zeigte sich jedoch bald, daß die zahlenmäßige Auswertung, wie sie Rorschach vorgenommen hat, noch an einer ganz anderen, viel schwerer behebbaren Schwierigkeit litt. Die Kernfrage der Auswertungstechnik stellte sich nämlich so: war im Einzelversuch jeweils die Anzahl der Grundelemente (also der Bewegungsantworten, Farbantworten, Ganzdeutungen usw.) mit genügender Genauigkeit bestimmbar? — eine Frage, die über den Wert des ganzen Rorschachtests entscheiden mußte.

Um sie zu beantworten, ist es notwendig, die zahlenmäßigen Grundlagen der Rorschachschen Auswertungstechnik einer näheren Prüfung zu unterziehen. Wir müssen dazu wieder den Mittelpunkt seines Systems und Ausgangspunkt für alle weitere Auswertung ins Auge fassen: die experimentelle Bestimmung des Erlebnistypus. Ist diese Proportion so exakt im einzelnen Versuch festlegbar, wie Rorschach es gedacht hatte? Da er selbst rechnerisch diese Auffassung vertreten und seine Methode als exakt empirisch angesehen hat, wollen auch wir rechnen.

Rorschach gibt an, daß die Zahl der Bewegungs- und Farbantworten, also der beiden Grundkategorien des Erlebens bei seinen 10 Testbildern durchschnittlich zwischen 2 und 4 schwanke. Als eine von ihm beobachtete Höchstzahl gibt er 15, als Mindestzahl 0 an. Es leuchtet unmittelbar ein, daß bei einer so geringen Anzahl von Bewegungs- und Farbantworten jeder einzelnen Antwort eine sehr beträchtliche Bedeutung für den Gesamtversuch zukommt. Ja die Tatsache, ob man eine einzige Antwort mehr oder weniger rechnet, muß in vielen Fällen eine hundertprozentige Verschiebung des Erlebnistypus mit sich bringen. Denn ob der Betreffende etwa

2 Bewegungsantworten zu 1 Farbantwort, oder
2 Bewegungsantworten zu 2 Farbantworten, oder
1 Bewegungsantwort zu 2 Farbantworten

hat, gibt die Entscheidung darüber, ob er als introvertiert, ambiäqual oder extratendiert anzusehen ist. Eine einzige solche Valenz der beiden Grundkategorien bedeutet daher häufig genug eine völlige Veränderung des gesamten Testergebnisses, da ja die Bewertung aller anderen Auszählungsergebnisse von diesem Grundverhältnis abhängig ist.

Sind diese Antworten nun so eindeutig festzulegen, daß das Verfahren in

diesem zentralen Punkt mit der hier offenbar unbedingt notwendigen, minutiösen Genauigkeit arbeitet? Rorschach war der Meinung, diese Begriffe in seiner Veröffentlichung so genau beschrieben zu haben, daß die notwendige Sicherheit von seinem Versuch gewährleistet werden könne. Kaum war sein Buch aber erschienen, so ergab sich ein unerwartetes Anwachsen seiner Korrespondenz, da er nach allen Seiten sich gegen Mißdeutungen zu wehren und Mißverständnisse aufzuklären hatte, um die Methode nicht von vornherein in Mißkredit kommen zu lassen. Es waren durchaus nicht unfreundlich gesinnte oder gedankenlose Nachuntersucher, sondern vielfach Freunde und bekannte Kollegen, die sich ernsthaft um den Versuch bemühten und deren intellektuelles Niveau er auch durchaus anerkannte. Mit ziemlicher Bekümmernis mußte er bald nach seiner Veröffentlichung einsehen, daß seine Angaben zur praktischen Feststellung dieser Grundkategorien keineswegs genügten, um einem unbefangenen Leser auch nur einigermaßen eine Sicherheit in der Auswertung zu garantieren. Mit anderen Worten: *so, wie Rorschach die Methode geschildert hatte, erwies sie sich als im eigentlichen Sinne nicht übertragbar.*

Mehr noch als das! Unter dem Eindruck der Lücken der Publikation hatte sich bald in dem Kreis um Rorschach eine Art Schweizer Tradition gebildet, wie bei solchen Auszählungen jeweils vorgegangen werden müßte, um allzu große Fehlurteile zu vermeiden. Obwohl auch hierbei leicht eine Reihe von unvereinbaren Widersprüchen nachweisbar war, so bildete dies immerhin ein wohltuendes Regulativ gegenüber den Auswertungsphantasien auswärtiger Untersucher, die zum Teil die groteskesten Blüten trieben.

Weit schwerwiegender war der Nachweis, daß Rorschach selbst in der Praxis seiner Auswertung keine einheitliche Linie beibehielt, und daß also nicht nur die sprachliche Formulierung, sondern die Exaktheit der Begriffe an sich in Frage stand. In drei Jahren engster persönlicher Zusammenarbeit mit Rorschach habe ich nur wenige Befunde erlebt, bei denen nicht zunächst eine eingehende Erörterung darüber stattfand, wie hoch die Antwortzahlen in den beiden Grundkategorien angenommen werden mußten. Oft genug haben wir stundenlang es hin und her erwogen, ob eine bestimmte Antwort als eine Bewegungsantwort (eine „Kinästhesie", ein „B") aufgefaßt werden mußte oder nicht. In welch weitgesteckten Grenzen sich die unterschiedlichen Meinungen dabei bewegten, spiegelt sich unter anderem in gewissen Befunden seines Nachlasses wieder, in denen er selbst bei einem und demselben Testbefund statt den ursprünglich angenommenen 7 Bewegungsantworten später nur 2 signierte. Solche Fälle waren aber keineswegs vereinzelt, und außerdem war diese Grundproportion durchaus nicht der einzige Begriff, der eine gefährlich verschwommene Begrenzung aufwies.

In Wahrheit steht und fällt der Rorschachtest mit der Antwort auf die Frage, was als Bewegungsantwort aufzufassen ist und was nicht. Jeder, der praktisch mit dem Test gearbeitet hat, weiß, daß die Zuverlässigkeit und klinische Brauchbarkeit des Versuchs von der Ermittlung der genauen Zahl der B-Antworten abhängt. Nahezu jeder Nachuntersucher hat sich aber seinen eigenen Kinästhesiebegriff zurechtgelegt, und es ist nicht verwunderlich, wenn von den verschiedensten Seiten nachher scheinbar rein objektiv festgestellt wurde, daß die Symptomwerte gerade dieses Versuchsfaktors in der Wirklichkeit mit den Rorschachschen Angaben nicht übereinstimmten[1]).

Was ist nun aber eine „echte Bewegungsantwort" in dem Sinn, den Rorschach ursprünglich dabei bewußt oder unbewußt vor Augen hatte? Zunächst ist schon das Wort „Bewegungsantwort" etwas unglücklich gewählt. Denn es muß den Nicht-Eingeweihten überraschen, daß Rorschach ausdrücklich alle Bewegungen ausscheidet, die sich auf nicht belebte Objekte beziehen. Antworten wie: „eine Maschine, die läuft", „ein Flugzeug, das fliegt", „ein Stein, der fällt", „die Sonne, die aufgeht", alles das sind keine Bewegungsantworten in seinem Sinn. Es fallen dann weiter aber noch alle die Bewegungen weg, die sich auf Pflanzen und niedere Tiere beziehen. Keine Bewegungsantwort ist für ihn also: „eine Blume, die sich öffnet", „ein Fisch, der schwimmt", „ein Käfer, der krabbelt", ja selbst „ein Vogel, der fliegt". Was bleibt als Träger echter Bewegungsantworten dann noch übrig? Nur Menschen und menschenähnliche Tiere oder Fabelwesen, weil nur sie eine wirkliche Einfühlung zuzulassen scheinen.

So weit reichte zur Zeit seiner Veröffentlichung im Jahr 1921 Rorschachs eigene Begriffsbestimmung. Sie hatte sich ja dann leider als ganz unzureichend erwiesen und vieles zu der Unsicherheit beigetragen, die heute noch um den Rorschachtest besteht. Erst durch einen Zufall gelang es im Oktober 1921 diesen wichtigen Begriff schärfer zu umreißen und damit über das „Kinästhesie-Problem" des Rorschachtests Klarheit zu schaffen. Der Anlaß dazu war ein Testbefund, den ich mit einer von mir neu entworfenen Testserie während eines längeren Aufenthalts in Herisau von Hermann Rorschach selbst aufgenommen hatte.

[1]) Was hier für den Grundbegriff der Kinästhesie-Reihe ausgeführt wird, kann genau so für die Fb-Reihe und selbst für die scheinbar so eindeutige Definition der G-D-Dd-Reihe nachgewiesen werden: überall sind logisch und praktisch untragbare Widersprüche in der Formulierung. Nur daraus erklärt es sich, daß Rorschach zur Annahme falscher Gesetzmäßigkeiten kam, die schließlich seine ganze Auswertung beherrschten, wie der Korrelation der G- und B-Reihe, während in Wirklichkeit G und Fb einerseits, B und D-Dd andererseits korrelieren.

Wir waren damals gerade zu der Überzeugung gekommen, daß man die Bewegungsantworten ebenso aufspalten müsse wie die Farbantworten, die RORSCHACH von Anfang an in drei verschiedene Stufen eingeteilt hatte. Genau so sollten nun, wie ich ihm schon brieflich vorgeschlagen hatte, künftig 3 Arten von Bewegungsantworten (B's) unterschieden werden: die echten B's, die mittleren B's und endlich die ‚rein secundären' B's. Mit dieser Unterteilung sollten einmal alle die Antworten von vornherein abgefangen werden, die RORSCHACH selbst nicht als Bewegungsantworten ansah, obwohl sie gerade bei menschlichen Figuren am häufigsten auftraten. Es waren die *„konfabulatorischen"* Bewegungsantworten, wie sie gerne bei kleinen und kleinsten Ausläufern der Testfiguren gegeben werden, also bei einer Flächengröße, bei der RORSCHACH mit Recht annahm, daß keine kinästhetische Einfühlung im engeren Sinn mehr möglich war. Als *mittlere* B's sollten die Bewegungen von Menschen oder menschenähnlichen Wesen bezeichnet werden, die an sich dem Charakter der *„echten"* B's sehr nahe kamen, aber doch aus irgendwelchen Gründen nach RORSCHACHS Eindruck nicht als wirkliche B's gerechnet werden konnten, also vorwiegend gerade die strittigen Fälle.

Daß die Notwendigkeit zu einer solchen elastischeren Unterteilung der B-Reihe von RORSCHACH so spät, eigentlich auf Drängen von außen, zugegeben wurde, hatte fraglos seine Gründe in ihm selbst. Er, der stark introversiv war, hatte die extratensiven Seiten seines Wesens im Laufe seines Lebens mehr und mehr sich erst anerziehen müssen. So war ihm deren Stufenfolge eindringlicher bewußt geworden, als die der introversiven Reihe, die er von jeher unbewußt in sich getragen hatte.

In der Aussprache darüber kamen wir zu dem Schluß, daß er sich selbst doch einmal testen lassen und bei jeder Form angeben sollte, wie er nach unserer neu geschaffenen B-Bewertung seine eigenen Bewegungsantworten beurteilte und einsortierte. Bei diesem Testbefund von RORSCHACH selbst ergab sich nun die eigenartige Beobachtung, daß alle Antworten, die er als echte B's empfand, gemeinsame Züge aufwiesen, die wir nicht vermutet hatten.

Das Charakteristische seiner „echten" Bewegungsantworten war:

1. eine ausgesprochene Großflächigkeit: die echten B's hatten sämtlich mindestens 50 cm², meistens aber 100 cm² und darüber Flächeninhalt, während die mittleren B's sich vorwiegend zwischen 10 und 40 cm² Flächeninhalt bewegten.

2. Inhaltlich waren alle von ihm als echt bezeichneten Bewegungsantworten: Beugekinästhesien, besser: Beugungshaltungen, also an sich schon symbolische Darstellungen einer Introversion. (Nur ausnahmsweise — und nicht im eigenen Befund hatte RORSCHACH auch Streckkinästhesien als echte Kinästhesien gelten lassen.)

3. Alle diese Kinästhesien enthielten sprachlich nur knappe Andeutungen, keine wirklichen Schilderungen der Bewegung. Sie lauteten beispielsweise: „zwei Torsi", „Tänzerin", „zwei Erdgeister" — alles ohne jeden weiteren Zusatz eines motorischen Ausdrucks. Daß es sich eindeutig um Bewegungen, genauer genommen: um Haltungen handelte, wurde erst nachher deutlich, als Rorschach die Figuren durchpauste und näher beschrieb. Die Kinästhesie-Empfindung war in allen diesen Fällen von echten B's so stark gewesen, daß selbst der sprachliche Ausdruck dadurch abgedrosselt wurde!
4. Alle Figuren, die spontan von ihm näher motorisch geschildert wurden, wie z. B.: „zwei Bajazzi schlagen sich Fetzen um den Kopf", „zwei Zwerge hocken sich verhutzelt gegenüber und fauchen einander an", „Charlie Chaplin, hat die Hände in der Tasche, kommt in weiten Hosen daher" usw. — wurden von ihm ausnahmslos als mittlere oder sekundäre B's bezeichnet.

Damit war nun allerdings der Begriff der „echten" Bewegungsantwort eindeutig abgeklärt. Denn daß diese Art von Kinästhesien Indikatoren für Introversion im Rorschachschen Sinne sein mußten, war unmittelbar einleuchtend. Handelte es sich dabei doch offensichtlich um *die symbolische Nachaußen-Projektion eines Introversionszustands, die als eine Art Selbstbeschreibung unbedingt die Gültigkeit haben mußte, die Rorschach ihr zuschrieb.*

Für ihre eindeutige Festlegung im Einzelversuch waren dabei weniger rein formale Elemente als inhaltlich-symbolische maßgebend. Denn nur durch sie konnte im Einzelfall die Klarheit geschaffen werden, die für die Annahme oder Ablehnung solcher — übrigens ziemlich seltener — Qualitätsantworten erforderlich war. Man stand daher vor derselben Notwendigkeit, die sich später auch aus anderen Gründen herausstellte: nämlich die rein formale Auswertung aufzugeben und zu einer inhaltlich-symbolischen überzugehen.

Kehren wir nun zu der anfangs aufgeworfenen Frage zurück, wie weit die Auswertung des „klassischen Rorschachversuchs" auf rechnerisch-beweisbarer Basis steht, wie sie Rorschach angenommen hatte. Wir haben bei genauer Durchprüfung zunächst feststellen müssen, daß das Beobachtungsmaterial, das ihm zur Verfügung stand, einseitig und unzulänglich war und für eine statistische Begründung nicht ausreichen konnte. Wir haben ferner gesehen, daß Grundelemente der Testaufnahme wie z. B. die Bewegungsantworten, wegen der überaus geringen Zahl ihres Vorkommens einer um so klareren Begriffsbestimmung bedurft hätten, die entweder gar nicht oder nur durch inhaltlich-symbolische Analyse erhalten werden konnte.

Wenn dem aber so war, wie erklärt sich dann die Tatsache, daß RORSCHACH sich nach seiner eigenen Erfahrung auf die klinische Brauchbarkeit des Versuchs berufen konnte? Hatte er doch beispielsweise für seinen Kollegen OBERHOLZER in Zürich über 80 Befunde schriftlich ausgewertet, und ich selbst habe, schriftlich und mündlich, noch weit mehr klinisches Material mit ihm durchgearbeitet. Bei allen diesen Gelegenheiten trat in Erscheinung, was LUDWIG BINSWANGER nach dem Tode RORSCHACHs schrieb: daß ‚es ein hoher Genuß war, wenn RORSCHACH an Hand eines Testbefunds die geheimen Seiten einer Persönlichkeit ans Licht förderte und Problem über Problem aufwarf, um es dann klinisch näher zu beleuchten'.

Wie kam es nun zustande, daß RORSCHACH mit seinen eigenen Auswertungen eine so weitgehende Übereinstimmung mit der Praxis erzielte? Man hat ihm nachgesagt, daß er mit großer Intuition seine Versuche gehandhabt und keiner der Nachuntersucher dieses sichere Empfinden für seinen Test mehr aufzubringen vermocht habe. Diese Bemerkung ist in gewissem Sinne richtig. Sie beruht im wesentlichen darauf, daß gerade die Auszählung der beiden Grundfaktoren für RORSCHACH keineswegs eine mechanisch-rationale Angelegenheit war. Es handelte sich vielmehr um einen vielschichtigen Einfühlungsvorgang, bei dem jedes einzelne Bewegungs- und Farbmotiv von ihm daraufhin geprüft wurde, wie weit es als Bewegungs- oder Farbantwort zu rechnen war. Die endgültige Entscheidung, als was es angesehen werden durfte, fiel bei ihm erst am Ende der Durcharbeitung eines Befunds, und der daraus entstandene *persönliche Gesamteindruck war für ihn ausschlaggebend, wieviel Bewegungs- und Farbantworten gesetzt oder gestrichen werden mußten.*

Da RORSCHACH in hohem Maß die Gabe intuitiver Einfühlung besaß und zugleich ein ungemein gutes und geschultes Gefühl für die tieferen Zusammenhänge menschlicher Eigenschaften mitbrachte, so war es verständlich, daß seine Befunde vielfach eine erstaunliche Übereinstimmung mit der Wirklichkeit aufwiesen. Ebensowenig war aber daran zu zweifeln, daß es sich hier im Kern gar nicht mehr um eine objektive Methode handelte, sondern um ein subjektiv eingesetztes Werkzeug, das von der Einfühlungsfähigkeit des Autors unmittelbar abhängig war.

Die entscheidende Frage über den RORSCHACHtest ist damit beantwortet: *die klassische RORSCHACHmethode ist keine Methode im streng wissenschaftlichen Sinn.* Der Mystiker RORSCHACH hatte insgeheim dem rechnenden Rationalisten die Hand geführt und damit über die wahren Grundlagen der Testmethode hinweggetäuscht. Sie ist — vom Standpunkt der Wissenschaftsgeschichte aus — ein erster genialer Vorstoß in ein unbeschrittenes Gebiet, der wichtige Neuentdeckungen in systematischer Richtung nach sich zog, selbst aber in einem vorwissenschaftlichen Stadium stehenblieb.

Möglichkeit einer Symbolanalyse

War der Augenblick, in dem diese Erkenntnis klar und bewußt vor den Augen eines Untersuchers stand, zugleich der endgültige Abschied von allem, was Rorschach geleistet und im Entwurf geschaffen hatte? War es nicht vielmehr eine um so unbedingtere Aufforderung, über diesen Zustand einer frühen Entwicklungsphase die Methode hinauszuheben und Ansätze auszubauen, die bis dahin überhaupt noch nicht beachtet waren? Wo lagen nun diese Ansatzpunkte für eine Weiterentwicklung? Sicher nicht in der Richtung der bisherigen Meß- und Zählmethoden, wohl aber in der anderen Seite des Versuchs, die Rorschach ursprünglich übersehen und später bewußt abgelehnt hatte: dem Inhaltlich-Symbolischen.

Dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß die einzelnen Deutungen Symbole waren, die genau so in der Persönlichkeit verankert lagen, wie etwa die des Traumlebens oder andere Symbole des Unbewußten. Rorschach hatte seine Abneigung gegen diese Seite zum Teil damit begründet, daß ein Eingehen auf die tieferen Zusammenhänge der Symbolik die Auswertungstechnik allzusehr belaste. Experimentalpsychologisch hatte er mit dieser Überlegung offenbar recht. Tatsächlich schnitt er sich aber dadurch von allen Quellen ab, die seinen Testversuch fruchtbar machen konnten. Er wollte die Deutungen verwerten, ohne auf Inhalt und Entstehung näher einzugehen. Das war der Vorzug seines Systems und seine entscheidende Schwäche zugleich.

Wenn man eine Einstiegsstelle suchte, um in die Tiefe zu gehen, so war es hier. Nichts konnte mehr versprechen, als den Wurzeln einer Deutung nachzugehen. Nehmen wir als Beispiel den Fall, der unter der Bezeichnung „Nr. 2, Durchschnitt der Überdurchschnittlichen" von Rorschach in seinem Buch veröffentlicht worden ist. In diesem Befund notierte er zu seinem Testbild VI als Reaktion des Untersuchten:

„Das zweischlächtige Beil des Thor".

Er bezeichnete diese Antwort entsprechend ihrem Wortlaut weder als ein Bewegungs- noch als ein Farbmotiv. Er sieht sie als eine rein gegenständliche Formantwort an, die nur durch ihre äußere Kontur bedingt ist (Signatur: GF + Obj. Orig.).

Was war sie aber wirklich? Lassen wir uns in einem solchen Fall einer Originaldeutung, die von vornherein statistisch durch ihren Seltenheitsgrad auffällt, einmal die sekundären Assoziationen geben[1]), die dem Untersuchten dazu kommen, und zwar zunächst eine möglichst genaue Schilderung des Er-

[1]) Furrer hat später eine schöne Studie mit ähnlicher Untersuchungstechnik veröffentlicht.

lebens, das sich während der Deutung vollzogen hat, und dann noch alles, was dem Betreffenden weiterhin als freier Einfall dazu auftaucht. Ich hatte in diesem Fall die Möglichkeit, eine solche nähere Analyse durchzuführen. Was ergab sich dabei? Die Antwort lautet:

> „Zunächst sah ich nur die graue Fläche in der Mitte, diese eigentümlich chagrinierte Zeichnung, die fast unmittelbar in mir das Gefühl einer weiten Ebene in halber Dunkelheit erweckte, zusammen mit einer Empfindung von Unheimlichkeit und Verlorenheit. Irgendwie spielt dabei der Gedanke „Götterdämmerung“ mit, ein intensives Gefühl von Isolierung und Gefahr.
>
> Im nächsten Augenblick taucht plötzlich, wie visionär, und eigentlich ohne Anhaltspunkt im Bild selbst aus der Ebene eine Gestalt auf, die Gestalt des Thor, der über diese Ebene schreitet, straff und gespannt, ein Beil wie zur Abwehrbereitschaft erhoben. Das Beil hat eine doppelte Schneide, wie um vor- und rückwärts gegen Angriffe bereit zu sein.
>
> In diesem Augenblick werde ich die äußere Kontur des vorliegenden Testbildes voll gewahr und sage dazu: das zweischlächtige Beil des Thor. Der ganze Vorgang hat sich so rasch abgespielt, daß ich erst später dazu komme, mir diese einzelnen Phasen klarzulegen.“

Wollte man diesem Deutungsvorgang zunächst mit Rorschachschen Begriffen näher nachgehen, so müßte man feststellen, daß hier durchaus keine formale Konturantwort vorliegt, sondern gleichzeitig eine Bewegungs- und eine Farbantwort, da man eine Hell-Dunkel-Auffassung von derartiger Stärke den intensiveren Farbantworten Rorschachs gleichsetzen muß. Jede andere Bewertung würde den wahren Grundlagen dieser Deutung, der Gestalt des Thor, einer fraglosen „Haltungskinästhesie“ und der Vision einer verdämmernden Ebene mit ihrem charakteristischen Gefühlsbeiklang nicht gerecht. Schon diese kurze Überlegung zeigt, wie voreilig und irreführend eine Verrechnung ist, die glaubt, sich nur auf die „Oberfläche“ einer Antwort stützen zu können.

Was hinter dieser Deutung steht, wird uns aber erst dann klar, wenn wir noch die f r e i e n E i n f ä l l e z u d i e s e m D e u t u n g s v o r g a n g einbeziehen. Sie enthalten u. a. folgendes Material:

1. Die Stimmung der Ebene, der Isolierung und der Gefahr ist eine typische Grundstimmung der frühen Jugendjahre gewesen. Eine ganze Kette von Erinnerungen und Erlebnissen schließt sich unmittelbar analytisch als Illustration an dieses Einsamkeitsgefühl an. Das Symbol gibt somit einen klaren Hinweis und zugleich eine Handhabe, um auf tiefere analytische Zusammenhänge einzugehen — wir müssen gleich dazu setzen: in diesem Fall. Denn solche tieferschichtigen Deutungs-

vorgänge sind bei der Rorschachtestserie verhältnismäßig selten, da sie ihrer ganzen Gestaltung nach nur in Ausnahmefällen dazu die notwendigen Unterlagen bietet. Wir werden auf dieses Problem der Testseriengestaltung noch später zurückzukommen haben.

2. Die Figur des Thor ist die Erinnerung an ein Bild, das in der Jugend einen großen Eindruck gemacht hatte. Das zugehörige Buch war eine Zusammenstellung von Göttersagen und enthielt offenbar noch manche andere subjektive Beziehung zur damaligen psychischen Situation. Der Sinn des Thorsymbols beruht in der gespannten Abwehrbereitschaft, wie überhaupt in der Aktivierung des Willens zur Bewältigung und Verdrängung von Gefühlen im Dienst der Leidabwehr.

3. Bei dem Beil handelt es sich um eine Verschiebung, denn Thor hat ja einen Hammer und kein Beil. Die Verwandlung erfolgte unter dem Zwang von Affektresten der frühkindlichen Entwicklung, in der tatsächlich offene und geheime Feinde mehr als eine Hinderung bedeutet hatten und daher eine Abwehr nach vor- und rückwärts zur Notwendigkeit wurde. Auch im späteren Leben hatte diese Situation manche Wiederholung gefunden.

Fassen wir dieses — hier nur kurz wiedergegebene — Ergebnis zusammen, so müssen wir sagen, daß uns diese inhaltlich-symbolische Auswertung weit unmittelbarer die Tore zu den verschlossenen inneren Bereichen dieser Persönlichkeit öffnet und sich damit analytisch und psychotherapeutisch als weit fruchtbarer erweist als die rational-funktionelle Auswertungstechnik des Rorschachschen Versuchs.

Um darzulegen, daß es sich dabei nicht um zufällige, sondern um gesetzmäßige Vorgänge handelt, sei noch eine zweite Deutung desselben Falles vorgeführt, die genau die gleiche Struktur im Aufbau und Gedankenablauf zeigt, und die andererseits, oberflächlich betrachtet, ebenso leicht irreführen könnte wie die erste.

Es betrifft das Rorschach-Testbild 4. Rorschach notierte dazu:

„Ein indischer Elefantenbrunnen" (oben Becken, unten Sockel).

In der Verrechnung nimmt er auch hier, dem Wortlaut nach, lediglich eine reine Form-Auffassung ohne gefühlsmäßigen Hintergrund an. (Signatur dementsprechend: GF + Obj. Orig.)

Was sagt aber die Versuchsperson über den Deutungsvorgang?

„Der Blick fiel zuerst auf die dunkle Mittelfläche und ging dann, einer Andeutung der inneren Zeichnung folgend, nach oben zu dem abschlußartigen Gebilde, das eine nach außen gehende hell-dunkle Maserung in leicht geschwungenen Linien zeigt.

So entstand der Eindruck eines Brunnens, der aufsteigt und nach außen verströmt. Dabei wirkte die Dunkelheit des Feldes in der Mitte nach und rief die Erinnerung herauf an das Bild eines Brunnens in dem indischen Grabmal Taj mahal. Auch dieser Brunnen stand im Halbdunkel.

Dann, nach der Festigung dieses Eindrucks, glitt der Blick nach außen. Die bizarren Konturen des Testbildes tauchen auf, die auch ihrerseits eine entfernte Ähnlichkeit an indische Architekturformen verraten. Dann interessieren noch die beiden Ausläuferchen. die wie grotesk stilisierte Rüssel zu sein scheinen.

In diesem Augenblick stellt sich die Schlußdeutung ein: indischer Elefantenbrunnen, wobei die Plumpheit der unteren Seitenteile bei dem Eindruck des Elefantenartigen noch mitgewirkt haben mögen.“

Bei diesem Deutungsvorgang sei zunächst wiederholt betont, daß es sich um eine für den Rorschachtest ungewöhnlich reiche Assoziationsbildung handelt, wie sie normalerweise nicht erwartet werden darf. Auch hier zeigt die nähere Analyse des experimentalpsychologischen Vorgangs, daß der Aufmerksamkeitsprozeß sich mit derselben Gesetzmäßigkeit abspielt wie beim Thorbeil. Der Blick verfängt sich zunächst an dem axialen, dunklen Mittelfeld, wahrscheinlich nicht ohne eine vorausgehende, blitzartige Rekognoszierung der gesamten Außenkontur. Dann meldet sich auch hier wieder das Motiv des Aufsteigens, heftet sich an einem näher interessierenden Teilstück fest und bewältigt schließlich die Forderung der Deutung mit einer Gesamtantwort, in der die verschiedenen aufgetauchten Erlebnismomente zusammengefaßt sind. Auch hier ist aber die sprachliche Formulierung der Antwort wiederum so knapp, daß man nichts von der Fülle innerer Vorgänge ahnen kann, die sich dahinter verbirgt. Nur die Seltenheit dieser Auffassung und ein gewisser Reichtum des Motivs können als Anhaltspunkt für die zugrundeliegenden tieferschichtigen Prozesse angesehen werden.

Es könnte an sich verlocken, den eben geschilderten Gedankenablauf weiter zu verfolgen und von dieser Seite aus in die charakteristischen Denkstrukturen einzudringen, die darin ihren Niederschlag gefunden haben. Ich möchte aber den anderen Weg gehen und die freien Einfälle noch hinzunehmen, die sich im Zusammenhang mit diesem Deutungsvorgang eingestellt haben. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sei nur einiges Wesentliche daraus wiedergegeben:

1. Der Brunnen enthält eine ausgeprägte Kindheitserinnerung. Es ist die Form einer Quelle, die in der Nähe der Heimatstadt des Betreffenden in einem bekannten Badeort sich befand. Die Quelle war so gefaßt, daß das Wasser wie eine geschlossene Kugelschale herabströmte. Er ist mit der frühverstorbenen Mutter und Großmutter oft an diesem Brun-

nen gewesen. Er erinnert sich daran als an besonders glückliche Momente seiner Kindheit: den sonnigen Park, die gepflegte Kultur, die Empfindung kindlicher Glückseligkeit mit einem gewissen Schleier von Geheimnisvollem.

2. Diese Erinnerungen setzen sich dann gleichsam fort in der Vorstellung des Taj mahal, wohl des „größten Denkmals einer früh gestorbenen Liebe". Auch die vorliegende Lebensleistung hat etwas betont Architektonisches, nicht ohne den Beiklang einer leisen, tieferliegenden Resignation.
3. Die Stimmung des gesamten Bildes, das ruhige Verströmen des Brunnens in halber Dämmerung, wird als typisches Symbol für Intuition empfunden, für das Aufsteigen von belebten Gedanken und Gefühlen aus dem Innern, aus einer Quelle, der gegenüber der Beschauer sich passiv und empfangend verhält.

In diesen kurz skizzierenden Gedankengängen ist wohl zu spüren, wie weit diese Symbole schon mitten in das Gebiet hineinführen, das man analytisch die Leitlinie oder die „persönliche Gleichung" eines Menschen nennen kann. Wir wollen die Analyse dieses Falls hier abbrechen und als allgemeine *Schlußfolgerung* daraus ziehen:

daß der Rorschachtest erst dann zu einem wertvollen Werkzeug für die Erfassung einer Persönlichkeit ausgebaut werden kann, wenn man die klassische, rein formale Auswertungstechnik als wissenschaftlich ungenügend fundierteMethode ablehnt und in der Analyse grundsätzlich von dem Symbolcharakter der Deutungen ausgeht.

Übergang vom Rorschachtest zum Symboltest

Wenn man diesen entscheidenden Schritt vollzog, diese Umlagerung vom Funktionellen auf das Symbolische, war es unbedingt das Wichtigste, die Testserie neu zu gestalten. Denn wenn man schon in dem Symbolgehalt das Wesentliche des Befundergebnisses sah, so mußte die Serie offenbar die bestgeeignete sein, die wie ein weiches Wachs eine Unterlage für alle nur möglichen Auffassungsvorgänge bot.

Gerade diese Forderung war in den bisherigen Rorschachschen Testbildern nicht erfüllt. Oder war vielleicht ein Bild dann noch brauchbar, das, wie das Rorschach-Testbild 5 statistisch nachweislich zu 90—95% die Antwort Fledermaus oder allenfalls noch die Variation Schmetterling hervorrief? Waren aber die andern Testbilder nicht voll ähnlicher Einseitigkeiten? So das Rorschach-Testbild 3 mit seinen männlichen Figuren, das Testbild 6 mit seinem Fell, das Testbild 7 mit seinen Köpfen, das Testbild 8 mit seinen

Tieren, die alle neben dieser einen Auffassung kaum irgendeine andere Variation des jeweiligen Bildteils erlaubten. Hatte doch Rorschach ursprünglich diese 10 Bilder geradezu so ausgesucht, daß sie vexierbildartig solche leicht deutbaren Teilstücke enthalten sollten. Die anderen Testbilder aber, in denen keine so auffälligen Deutungsanreize vorhanden waren, hatten so unbestimmte Formen, daß sie, wie Testbild 4 und 9, nur allzu leicht eine Hemmung der gesamten Produktion bewirkten, also auch ihrerseits nicht als geeignet angesehen werden konnten.

Die Aufgabe einer Testserie mußte vielmehr sein: durch eine klare, nahezu künstlerische Gestaltung eine möglichst lebendige Anregung für unbewußte Vorstellungen zu bieten, diesen Vorstellungen selbst dabei aber einen möglichst weiten Spielraum zu gewähren, eine „Polyvalenz", die tatsächlich ein so weiches Wachs sein mußte, daß die Eigenart jeder Individualität darin sich ausprägen konnte.

Ich habe daher schon früh, im Februar 1919, Rorschach den Vorschlag gemacht, die alte Testserie durch eine bessere zu ersetzen, bin aber auf eine begreifliche Ablehnung bei ihm gestoßen. Er hielt sich damals noch ausschließlich an das Funktionelle; er wollte zudem erst die bisher aufgenommene Befundsammlung verarbeiten und nur eine Serie gutheißen, wenn sie ein getreues Abbild seiner ersten gewesen wäre.

Erst viel später, als ich ihm fast Monat für Monat Testbefunde mit einer von mir selbst entworfenen und systematisch abgeeichten Bildserie schickte, erwärmte er sich mehr und mehr für eine Neugestaltung des Bestehenden. Er freute sich an der Reichhaltigkeit der Befunde, blieb aber immer noch bei seiner Auswertungstechnik, wie bei der Anschauung, daß es nur eben andere Menschen seien, die diese andersartigen Befunde lieferten. Erst kurz vor seinem Tode, März 1922, mußte er an Hand von Parallelbefunden, die mit seiner und meiner Serie von dritter Seite aufgenommen waren, das Zugeständnis machen, daß unbestreitbar die Befunde seiner Serie „koartierter" und daher weniger ertragreich waren als die der neuen, polyvalenteren Bilder.

Inzwischen, nur wenige Monate vorher, hatte er doch nach längerem Sichsträuben zu der grundsätzlichen Verwertung der Symbolik eine positivere Einstellung gefunden. Es war im Oktober 1921, während eines 14tägigen Besuchs bei ihm. Ich brachte ihm mit einer Reihe anderer Testaufnahmen meiner Serie einen Befund aus der Politik, der außerordentlich dazu verlockte, die offen zutage liegenden Symbole tiefenpsychologisch zu verwerten.

Gegenüber dieser Symbolik regte sich auch in Rorschach der Analytiker und wir verabredeten eine Konkurrenz: er sollte eine funktionelle Auswertung davon anfertigen, wie er sie bisher immer vorgenommen hatte, ich eine rein

symbolisch-analytische. Ich fand meine Aufgabe nicht schwer angesichts der eindeutigen Plastik in diesem

Befund eines Politikers:

„Erdmittelpunkt, der sich von innen heraus auflöst".

„Das Verhängnis schwebt über zwei babylonischen Riesengöttern, die sich an einen Eisenbetonturm angeklammert haben und ihn als Karussell benutzen; es wird sie spalten und zerdrücken."

„Zwei Seehunde treffen sich untergesunken im Erdinnern in einer Höhle mit purpurroten Fensterlein. sind eben aus einem engen Schlitz heraus und schwimmen vergnügt in die Weite; andere sind noch eingeschlossen und können nicht heraus, aber möchten heraus."

„Eine ganz unnatürlich empfundene gotisch gekleidete Jungfrau steckt einem verkrüppelten Prinzen den kleinen Finger in den Mund als Zeichen der Erlösung."

„Eine apollinische Leier bedeutet, daß die Befreiung nahen wird."

„Aus dem Chaos, aus dem Nichts heraus steigt eine Feuerlilie, aus der künftig alles werden soll."

„Eine auf einem indischen Teich schwimmende Lotosblume will sich gerade öffnen, um einen Samen aufzunehmen; ihre Lamellen zittern nach oben."

„Ein Keim, puffblau und eiskalt, steigt in einem ganz dünnen Erdriß in die Höhe, sprengt die Erde auseinander und jagt ganz kleine Staubwolken in die Luft. Darüber eine ganz wundervoll ruhig ruhende Kugel, wieder ganz der Befruchtung voll, nach einer Geburt."

Beide Ausarbeitungen, die heute noch urschriftlich in meinem Besitz sind, wollten wir dann einer Dame übergeben, deren ungewöhnliche menschliche Erfahrung Rorschach schätzte, und sie sollte Schiedsrichter sein, welche der beiden Auswertungen ihrem Empfinden nach der Persönlichkeit des — ihr gut bekannten — Politikers am besten gerecht würde. Sie entschied sich weitaus und ohne jeden Vorbehalt für den analytischen Bericht.

Von diesem Augenblick an war auch bei Rorschach die Entscheidung für die inhaltlich-symbolische Auswertung und ihre praktische Berechtigung gefallen. Als ich, nach einer mehrtägigen Abwesenheit, auf der Rückreise noch zwei Tage in Herisau Station machte, vereinbarten wir an Hand einer Schichtung, in die der Befund des Politikers leicht sich einordnen ließ, ein neues Schema für die Auswertung, das beide Auffassungen, die funktionelle wie die symbolische, einigermaßen befriedigen konnte. Dieses Schema, das aus den Grundgedanken unserer Auseinandersetzung entstanden war, brachte er noch Anfang 1922 in einem Vortrag

vor der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse in Zürich zur Darstellung.

Es ist Rorschachs letztes Zugeständnis an die notwendige Neugestaltung der Testmethode gewesen. Mitten in dieser gemeinsamen Arbeit erhielt ich die Nachricht, daß er am 2. April 1922 nach wenigen Krankheitstagen an einer atypischen Appendicitis retrocoecalis gestorben war. Eine 30seitige Zusammenfassung des vorausgegangenen brieflichen Gedankenaustauschs, die ich ihm Ende März zusandte, hat ihn wohl noch erreicht, aber keine Antwort mehr gefunden. Sie enthielt unter anderem den Vorschlag, die neue Testserie und die neue Auswertungsmethode mit einem neuen Namen: Tiefen- oder Symboltest zu bezeichnen.

Die Neugestaltung der Testserie

Die Weiterentwicklung nach Rorschachs Tod konnte nur das einzige Ziel haben: aus den Ansätzen des Rorschachtests eine klinisch-diagnostische Methodik von größtmöglicher Intensität und universeller Anwendbarkeit zu schaffen. Die Forderung lautete kurzgefaßt: *bei jeder Untersuchung in einem Minimum von Zeit ein Maximum von Material über die Persönlichkeitsstruktur und die innerpsychische Situation zu erhalten.*

Welche Form erhielt nun die neue Untersuchungstechnik, und worin unterscheidet sie sich von der alten, klassischen Rorschachmethode? Ich werde versuchen, in wesentlichen Umrissen den weiteren Verlauf der Arbeit zu skizzieren. Zunächst lag nur die Gesamtrichtung der Entwicklung fest: der Rorschachtest mußte aus seiner formalen Erstarrung herausgelöst und als inhaltlich-symbolischer Test neu aufgebaut werden, oder, mit anderen Worten: er mußte aus der experimentalpsychologischen Ebene hinübergenommen werden in die tiefenpsychologische. Nur so versprach er, unseren heutigen Anschauungen über das Unbewußte gerecht zu werden und die wirkliche Struktur einer Persönlichkeit erschließen zu können.

Der erste Schritt in der neuen Richtung war mit der Neugestaltung der Testserie bereits getan. Schon während unserer Zusammenarbeit in der Herisauer Heil- und Pflegeanstalt hatte ich mit Wissen Rorschachs mehrere hundert Testbilder entworfen, die unbrauchbaren durch Beobachtungen an bekannten Anstaltsinsassen ausgeschieden und schließlich drei Testserien mit je zehn Testbildern zusammengestellt. Damit sammelte ich in späteren Monaten größeres Material an psychisch Normalen, Kindern und Pflegepersonal mehrerer Kinderheime, und, seit Mitte 1920, an Studierenden, Dozenten und Klinikpatienten in Göttingen. Nach genauer Sichtung und Siebung entsprechend den statistischen Ergebnissen wurden seit Frühjahr 1921 die zehn besten Testbilder der drei Versuchsserien von mir zu einer neuen Testserie konzentriert

und als „Tiefentestserie“ bezeichnet. Es war die Testserie, mit der ich sowohl den Befund des Politikers aufgenommen, als Rorschach selbst getestet hatte.

Auf Grund der statistischen Vorversuche konnte nun die Frage entschieden werden: *wie muß überhaupt ein Testbild aussehen, um seine Aufgabe zu erfüllen?* Diese wichtige methodische Frage war von Rorschach überhaupt nicht aufgeworfen worden. Er hatte einfach die Bilder als Test genommen, die ihm persönlich bei seinen zufälligen Klecksversuchen als die besten erschienen waren. Welche Anforderungen mußten aber objektiv an ein gutes Testbild gestellt werden? Die Antwort auf diese Frage ergab sich erst aus der Erkenntnis einer gesetzmäßigen Entwicklung, die bei der Untersuchung verschiedener Alters- und Bildungsstufen zu beobachten war.

Wenn man mit geeignetem Testmaterial und guter Beobachtung größere Versuchsreihen bei Kindern durchführt, so stößt man auf die Tatsache, daß Kinder bis zu einem gewissen Reifegrad ein Testbild in der Regel als einheitliches Ganzes betrachten. Das Kind sieht in der Gesamtform etwa eine Blume, ein Vogelnest, ein Stück Moos, einen Felsen, auch einen Schmetterling oder einen Vogel, obwohl ihm das schon weniger naheliegt, weil das Bild für die Auffassung des Kindes offenbar in erster Linie etwas Ruhendes und Homogenes darstellt. Auch umgedreht — der Rorschachtest sieht ja vor, daß die Testbilder auch gekehrt werden können — ist es für das Kind nichts anderes als dasselbe Nest, dieselbe Blume, nur umgekehrt.

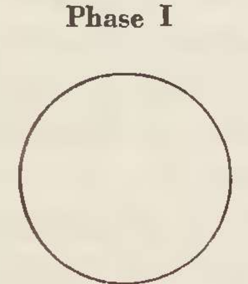
Diese Phase I *der „primitiven Ganzdeutung“* wird dann allmählich abgelöst durch eine wachsende Differenzierung und Belebung. Das Kind fängt an, einzelne Teilstücke aus dem Gesamtbild abzuspalten und als etwas Gesondertes zu betrachten. Es hält nicht mehr daran fest, daß es unbedingt etwas Ruhendes sein muß, sondern es können nun auch bewegte Figuren sein, wie es selbst schon die Engramme von Bewegungen und Haltungen in sich trägt. Mit fortschreitender Pubertät kann diese Abspaltung so anschwellen und zunehmen, daß ganze Sammlungen von bewegten Figuren und Gegenständen entstehen. Die Deutung der Gesamtform ist dabei unwichtig geworden gegenüber dem Interesse, das jeder Ausläufer, ja jedes kleinste Zäckchen des Testbilds erweckt, — genau so wie der Jugendliche die Einheit der Körperführung verliert und in seinen Haltungen und Bewegungen bewußter, aber auch zersetzter wird. In dieser Phase II *der Aufgespaltenheit* können daher statt einer einzigen, großflächigen Deutung fünf, zehn, ja zwanzig kleinstflächige Einzeldeutungen gegeben werden, und dies um so eher, je stärker die Pubertät die Einheit des Körpergefühls erschüttert.

Erst langsam beginnt in den nachfolgenden Jahren wieder eine Beruhigung und Geschlossenheit einzutreten. Die Welt der höheren Gefühle und Ziele fängt an, zu erwachen und ins Bewußtsein überzugehen und dementsprechend

blaßt die Überfülle der Empfindungen ab. Die Bedrängnis durch unwichtige Kleinigkeiten läßt nach und Wesentliches scheidet sich von Nebensächlichem, das für die — nun neu auftauchende — Gesamtstimmung nur störend empfunden wird. Im Test wird dementsprechend diese Phase III *des erneuten Zusammenschlusses* getragen von den nun stärker aufkommenden Farbdeutungen, die die Stimmung repräsentieren, ebenso aber auch von einer neuen Raumerfassung, die sich in weichgetönteren, plastischeren und inhaltsreicheren Deutungen ausspricht. Auf diesem Boden entwickelt sich nun auch eine neue Form der intellektuellen Bilderfassung: die Kombinationsdeutung. Schon in der Phase II werden zwar öfters zwei gleichartige, symmetrische Bildteile, meist menschliche oder tierische Figuren sich gegenübergestellt, aber nicht eigentlich kombiniert. Dazu gehört die Verbindung von einem axialen Bildstück mit zwei bilateralen, die zu einer Szene mit gemeinsamer Grundstimmung oder ähnlicher Zusammengehörigkeit vereinigt werden.

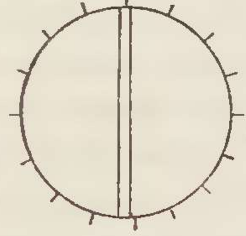
In groben Umrissen skizziert ergibt sich also nachfolgender Verlauf der Entwicklung:

Phase I



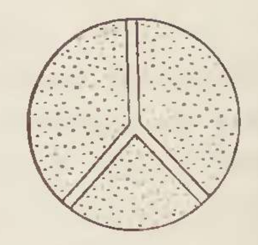
Primitivformen
Gesamtdeutungen mit nur ungefähr erfaßten Umrissen und einheitlicher, meist gegenständlicher Struktur
KINDHEIT

Phase II



Bilateralformen
Größere, mehr noch kleinere bilaterale (oder monolaterale) Deutungen figürlichen Inhalts, besonders Randformen
PUBERTÄT

Phase III



Kombinationsformen
Gesamtdeutungen, meist aus einer Axial- und zwei Bilateralformen kombiniert, dazu Farb- und Raumverarbeitung
REIFE

Bei diesen Phasen handelt es sich also offenbar um einen Ausreifungsvorgang, der in engem Zusammenhang steht mit Vorgängen im Körpergefühl und daher tief im Biologischen verwurzelt erscheint. Selbstverständlich finden sich überall gleitende Übergänge, und ebenso selbstverständlich sind in den einzelnen Entwicklungsstadien meist noch Restbestände früherer Phasen vorhanden, so daß Formen aus allen drei Phasen nebeneinander her bestehen können. Entscheidend ist nur, welche Formen die Führung haben, und wie sie quantitativ und qualitativ gelagert sind.

Sehr früh ergab sich nun bei solchen Reihenuntersuchungen auch die Tatsache, daß einzelne Schichten der Bevölkerung vorzugsweise zu bestimmten

Deutungstypen neigten. So finden sich die primitiven Ganzdeutungen der Phase I besonders bei den unteren Ständen, z. B. bei gewissen Schichten der Arbeiterschaft mit geringerem Bewußtseinsgrad (GRUPPE A), die Bilateralformen der Phase II beim Mittelstand, etwa bei kaufmännischen Angestellten, mittleren Beamten usw. (GRUPPE B), endlich die Kombinationsformen der Phase III bei der geistigen Oberschicht aus Wissenschaft, Wirtschaft und Kunst (GRUPPE C). So stark prägt sich diese Tatsache in der Statistik aus, daß es geradezu unmöglich ist, allgemeingültige Durchschnittswerte aufzustellen, ohne daß man die Eigenart der Bevölkerungsgruppen berücksichtigt.

Als Beispiel dazu möchte ich die Statistik zu einem Testbild herausgreifen, das uns im folgenden noch öfters beschäftigen wird. Es ist das Testbild VI der Tiefentestserie. Die statistische Nachprüfung in verschiedenen Bevölkerungsgruppen ergibt nachstehendes Resultat bei dem noch der Mittelwert der beiden Gruppen B und C angefügt ist. Diese GRUPPE BC hat sich statistisch als vorteilhafter Index erwiesen, da sie den Durchschnittsstand der Gebildeteren bzw. des „gehobeneren Bürgertums“ repräsentiert.

TIEFENTESTBILD VI

	Deutungen der		
ERWACHSENE	Phase I	Phase II	Phase III
BEVÖLKERUNG:	*Primitivformen*	*Bilateralformen*	*Kombinationsformen*
GRUPPE A:	55%	40%	5%
GRUPPE B:	30%	60%	10%
GRUPPE C:	5%	30%	65%
GRUPPE BC:	17,5%	45%	37,5%

Es bedarf keiner näheren Erläuterung, daß es sich hier nur um eine allgemeine Gesetzmäßigkeit der großen Zahl handelt, und daß landschaftliche und volkstypologische Unterschiede sowohl bei der Altersstufe, wie der Bevölkerungsgruppe noch eine bedeutsame Rolle spielen.

Im einzelnen finden sich sowohl hier wie da alle nur möglichen Überschneidungen, da das Ergebnis ja nicht die äußere Zugehörigkeit, sondern nur den inneren Maßstab betrifft. Fälle von Dreijährigen, die Befunde nach Phase II oder von Zehnjährigen, die Bildformen nach Phase III deuten, begegnet man in der täglichen Praxis ebenso wie Befunden aus Gruppe B, die nach Gruppe A oder C reagieren. Immer ist es aber dabei nachweisbar, daß innere Gründe für die Abweichung von der Gesetzmäßigkeit bestehen, so daß gerade die ‚Ausnahmen‘ die Regel bestätigen.

Kehren wir nun zu der Frage zurück, welche Anforderungen an ein gutes Testbild zu stellen sind, so sind wir nach diesen Ausführungen der

Antwort wesentlich näher gekommen. Offenbar ist nur das Testbild einwandfrei, bei dem, wie in dem angeführten Beispiel des Tiefentestbildes VI, die Formen aller drei Phasen genügend ausgewogen angeboten werden. Denn nur so kann jeder der Eigenart seines Wesens nach reagieren. Die Ausgeglichenheit des Angebots für alle Phasen ist daher die grundlegende Forderung an ein brauchbares Testbild. Nur dadurch wird der Test das, was er sein soll: ein echter Wahlversuch.

Sehen wir daraufhin die Serie der zehn Rorschachtestbilder durch, so müssen wir feststellen, daß diese Grundbedingung dort nur in beschränktem Maße verwirklicht ist. Ich gebe dazu eine Statistik, die der ‚Gruppe BC' des ‚Tiefentestbild VI' entspricht. Diese Statistik zeigt folgende Verteilung:

STATISTIK DES RORSCHACHTESTS (für Gruppe BC):

	Primitivformen	*Bilateralformen*	*Kombinationsformen*
TESTBILD I:	60%	30%	10%
II:	45%	55%	—
III:	—	85%	15%
IV:	85%	10%	5%
V:	100%	—	—
VI:	85%	—	15%
VII:	15%	75%	10%
VIII:	5%	70%	25%
IX:	65%	20%	15%
X:	(80%)	10%	(10%)

Bei dieser Statistik ist, genau wie bei der zum Tiefentestbild VI, nur die Geradstellung berücksichtigt und davon abgesehen worden, daß die Rorschachschen Testbilder auch gekehrt verwendet werden können[1]), was übrigens

[1]) Durch die Erlaubnis, die Bilder drehen zu dürfen, werden für die statistische Auswertung sehr unübersichtliche Verhältnisse geschaffen. Ob und wieweit der einzelne diese Erlaubnis benützt, hängt von einer psychischen Funktion ab, die mit der Sukzession gekoppelt ist. Die Statistik der Serie in Gekehrt-Stellung ist daher nicht mit der in Geradstellung zu vergleichen und darf keinesfalls mit ihr vermengt werden, wie es z. T. geschehen ist. (Die Tiefen- und Symboltestserie verzichtet bewußt auf die Erlaubnis des Umkehrens.)

Immerhin stiftet eine solche Verquickung wesentlich weniger Verwirrung, als wenn in gewissen Referaten über Rorschach wiederholt die Behauptung aufgestellt worden ist, er habe seine Patienten die Kleckse jeweils selber machen und sie dann ausdeuten lassen. Es bedarf nach den vorstehenden Ausführungen keiner besonderen Begründung, daß eine solche Art der Berichterstattung und Kritik nicht mehr den Gepflogenheiten der Wissenschaft entspricht.

dem Angebot einer neuen Testserie mit eigenen Gesetzmäßigkeiten gleichkommt. Ferner sind, parallel zu der Statistik dieses typischen Tiefentestbildes, bei den Bilateralformen nur die Deutungen größerer Seitenflächen aufgeführt, da nur sie für den Gehalt eines Testbilds als charakteristisch anzusehen sind. Denn kleine und kleinste Zacken findet der, der sie sehen will, so gut wie überall.

Was ist nun das Ergebnis dieser statistischen Nachprüfung der formalen Qualität der Rorschachtestserie? Zuerst die Feststellung, daß die Verwendung von Testbildern, wie Rorschachtestbild V, der „Fledermaus", so gut wie nutzlos ist. Nicht einmal im pathologischen Bereich ergibt es differentialdiagnostische Werte, denn auch von Kranken wird nur ausnahmsweise *nicht* die Fledermaus gesehen. Bilateralformen und Kombinationsformen kommen bei ihr im allgemeinen nicht vor.

Nicht viel geeigneter ist Testbild IV und VI. Auch sie erlauben keine richtige Differenzierung. Bei anderen Bildern, besonders Testbild III und VII, drängen sich die Bilateralformen, hier die menschlichen Figuren, dort Kopfformen, so sehr auf, daß alle anderen Möglichkeiten demgegenüber zwangsläufig in den Hintergrund treten müssen. Sie sind eben wie die „Fledermaus" im statistischen Sinn fast reine Abbildungen. Andererseits erlaubt Testbild X weder richtige Primitivformen, noch Kombinationsformen, sondern bestenfalls eine abstrakte Zusammenfassung der verstreuten Details. Nur wenige Rorschachbilder, wie Bild VIII, entsprechen einigermaßen den statistischen Forderungen und auch dies nur mit Einschränkung.

Ganz allgemein überrascht, daß unverhältnismäßig viel Primitivformen auftreten und die Kombinationsformen so spärlich sind. Denn die Gruppe BC, von der die Statistik stammt, müßte an sich eine ganz andere Verteilung ergeben. Der Rorschachtest leidet also daran, daß sein Angebot an Primitivformen zu groß, an Kombinationsformen zu klein ist. Es ist der zahlenmäßige Ausdruck der schon früher (S. 332) erwähnten Feststellung, daß die Befunde mit der Rorschachserie durchweg koartierter und weniger polyvalent sind, als mit der Tiefentestserie. Die vorher angeführten Zahlen der Gruppe BC zu Tiefentestbild VI sind ein anschauliches Beispiel für die Neuordnung, die hier vollzogen worden ist.

Die inhaltlichen Bedingungen, die bei einem guten Testbild erfüllt sein müssen, gehen aber noch viel weiter. Die gute Verteilung der Formen im großen nützt wenig, wenn sie nicht von einer inhaltlichen Polyvalenz im einzelnen unterstützt und ergänzt wird. Hier läßt die Rorschachserie uns wiederum im Stich. Rorschach selbst hat dies wenig gestört, weil er ja nur formal auswertete und die Inhalte tiefenanalytisch so gut wie unbeachtet ließ.

Hören wir, was die Statistik dazu sagt. Zum Vergleich stelle ich zwei Statistiken nebeneinander, die die Primitivdeutungen von Rorschachtestbild I und Tiefentestbild VI jeweils näher inhaltlich differenzieren, und dann noch die Statistik zweier Mittelstücke, und zwar die von Rorschachtestbild III und Tiefentestbild VII, die nach Lage und Größe ungefähr gleichzusetzen sind.

Inhaltsstatistik

RORSCHACHTESTBILD I

Primitivformen:

Schmetterling, Fledermaus . .	45%
Becken, Wirbelsäule	25%
Käfer, Insekten	15%
Wappen, Landkarten	9%
Rest:	
Architektur	
Kunstgewerbe	
Sonstiges je 2%:	6%
	100%

TIEFENTESTBILD VI

Primitivformen:

Landschaften, Alleen, Bäume .	20%
Kunstgewerbe, Gegenstände .	20%
Technik, Maschinen	14%
Jagdstücke, Geweihe	10%
Rest:	
Blumen, Blätter	
Becken, Wirbelsäule	
Schmetterling	
Käfer, Insekten	
Wappen, Landkarten	
Sonstiges je 6%:	36%
	100%

RORSCHACHTESTBILD III

Mittelstück:

Schmetterlinge	45%
Krawatten, Schleifen	30%
Becken, Wirbelsäulen	15%
Rest	10%
	100%

TIEFENTESTBILD VII

Mittelstück:

Feuerstellen (Altar, Herd) . .	14%
Brunnen, Architekturteile . .	14%
Lichtquellen, Lampen	12%
Behälter, Vasen	9%
Technisches, Flugzeuge . . .	9%
Köpfe höherer Tiere	9%
Blumen, Pilze	8%
Felle, Kleidungsstücke	7%
Steine, Briketts	6%
Spielzeug	6%
Rest	6%
	100%

(Alle Statistiken stammen aus der gleichen Bildungsgruppe BC.)

Wenn wir die vorliegende vergleichende Inhaltsstatistik betrachten, so

können wir unmittelbar daraus ablesen, daß bei den Formen des Rorschach-tests Deutungen wie:

Schmetterling, Fledermaus, Käfer, Insekten, Wappen, Landkarten usw.

stark hervortreten. Geht man diesen Deutungen näher nach, indem man sie etwa zur Kontrolle durchpausen läßt, so stößt man auf das Ergebnis, daß es sich in der Regel um ziemlich vage gesehene Auffassungen handelt, die lediglich von der Tatsache der Symmetrie ausgehen und die Einzelstruktur des Bildes, selbst wichtige Teile davon, unberücksichtigt lassen. Auch bei „Becken" und „Wirbelsäule" ist leicht festzustellen, daß meist Erinnerungen an Abbildungen zugrunde liegen, die „auch auf beiden Seiten gleich waren und in der Mitte ein Loch hatten".

Es handelt sich also bei diesen Deutungen offensichtlich um eine Art Verlegenheitsantworten, die deshalb gegeben werden, weil sich keine andere Auffassung einstellen will. Bei gut durchgearbeiteten Testbildern wird dies dadurch bestätigt, daß dort solche flächigen Symmetrieantworten als typische Widerstandssymptome aufzutreten pflegen. Obwohl dort ausgeprägtere und persönlichere Antworten durch das Angebot der Serie (vgl. die Statistik der beiden Tiefentestbilder) sehr wohl möglich sind, weicht der Betreffende durch seine formale Symmetrieantwort in eine unpersönliche Ebene aus.

Wie die angeführte Statistik zeigt, ist nun die Rorschachserie besonders stark im Angebot von solchen Ausweichantworten, während die Möglichkeit zu individuelleren Auffassungen statistisch gesehen erheblich erschwert ist. (Beispiel von Rorschachtestbild I: Schmetterling, Fledermaus 45%, Architektur, Kunstgewerbe nur je 2%). Demgegenüber ist die Tiefentestserie genau umgekehrt ausgewogen. Bei ihr sind die Testbilder in ihren Formen bis ins einzelne durchgearbeitet und den statistischen Erfordernissen einer guten Polyvalenz angepaßt.

Ähnliches gilt auch für die Figurformen des Rorschachtests. Ich habe schon erwähnt, daß die Seitenfiguren des Rorschachtestbilds III eigentlich nur menschliche Figurdeutungen, die des Rorschachbilds VIII nur Tierdeutungen ergeben. Im Vergleich dazu liefern die 45% Bilateralformen des Tiefentestbilds VI (Gruppe B C) 28% gegenständliche und 27% tier-menschliche Deutungen. So ist auch hier, bis in Einzelheiten, bei der Tiefentestserie das Prinzip der Polyvalenz gewahrt und damit den Forderungen der Inhaltsstatistik entsprochen.

In Durchführung dieser Grundsätze ist es gelungen, die Anregung zu gehaltvollen und originaleren Deutungen so zu steigern, daß der reine Symmetrie- bzw. Kleckscharakter völlig in den Hintergrund tritt. Die Symmetrie ganz aufzugeben hat sich jedoch als nicht vorteilhaft erwiesen, da dadurch wertvolle Aufschlüsse über das Körpergefühl und damit wichtige Grundlagen für die Auswertung verlorengehen.

Man kann das Ergebnis der statistischen Gegenüberstellung von RORSCHACHserie und Tiefentestserie etwa so formulieren: *während die RORSCHACHserie noch weitgehende Anlehnung an einfache Klecksbilder im Sinne JUSTINUS KERNERS zeigt, ist in der Tiefentestserie (und in gesteigertem Maß in der späteren Symboltestserie) die Symmetrie nur als formales Prinzip aus Gründen wissenschaftlicher Symptomatik belassen, dagegen der Kleckscharakter so gut wie völlig aufgegeben worden. Die Bilder der Symboltestserie sind nur noch im Groben symmetrisch, in Einzelheiten aber unsymmetrisch. Es handelt sich also beim Tiefen- bzw. Symboltest um die Durchführung eines neuen Testprinzips.*

Die neue Form der Untersuchungstechnik

Um die Testbilder diesen gesteigerten statistischen Anforderungen entsprechend zu gestalten, hat es sich im Laufe der Zeit als notwendig herausgestellt, eine eigene Drucktechnik für die Bildherstellung zu schaffen, bei der durch immer neue Überschichtung mit Farben und Formen das Testbild so entworfen werden kann, wie es einer größtmöglichen Polyvalenz entspricht. Diese kompositionelle Stufe der „Symboltestserie" hat nach und nach zu einer Umgestaltung der gesamten Untersuchungstechnik geführt.

Es zeigte sich nämlich bald, daß die neuen Testbilder nur dann exakt vergleichbare Werte lieferten, wenn konstante Lichtbedingungen eingehalten wurden. Schon bei der RORSCHACHserie kann man die Erfahrung machen, daß künstliche Beleuchtung oder abgeschwächtes Tageslicht die Valeurs verschieben, ein Vorgang, von dem vor allem die Innendeutungen betroffen werden. Je reichhaltiger und ausgewogener die Abtönungen der Fläche wurden, um so notwendiger war die Gleichmäßigkeit der Lichtverhältnisse.

Von der Erfüllung dieser Bedingung war es technisch nur noch ein Schritt zu einer planmäßigen Variation der Bildbeleuchtung. Die Erfahrungen der Praxis führten zur Verwendung einer eigens konstruierten Beleuchtungsbühne, in deren Tiefe Bilder aus völliger Dunkelheit langsam unter kontrollierbaren Farb- und Lichtstärken aufgehellt werden. Diese wichtige Neuerung, die „Dunkelfeld-Technik", wurde 1925 von mir in die Untersuchung eingeführt.

Die gewöhnlichen Testbilder, also die normale Arbeitsserie, wie sie der kurzen diagnostischen Überprüfung dient, wird dabei am besten zunächst im Vorderraum der Beleuchtungsapparatur ohne Lichtvariation gegeben. Will man dann weiteres Material aus der Symbolwelt herausholen und etwa bestehende Widerstände oder Hemmungen näher analysieren, so ist das wirksamste Mittel dazu die Einschaltung des Dunkelfelds. Das allmähliche Auftauchen von Bildern aus völliger Dunkelheit, das langsame Sich-Heraus-

Schälen von Formen und Farben ist ein Vorgang, der das Unbewußte in höchstem Maße fesselt. Der eigenartige Schwebezustand von Erwartung und Einfühlung ist nicht nur sehr geeignet, sonst verschlossene Deutungen aus dem Unbewußten anzuregen. Er ist auch zugleich eine Art charakterlicher Reiz, bei dem Vorsicht, Mißtrauen, Minderwertigkeitsgefühle, Kritik oder Ungeduld, Impulsivität, Ehrgeiz und Produktionslust in einem Maß zum Ausdruck kommt, wie bei keinem anderen bisher bekannt gewordenen psychologischen Versuch.

Diese Beobachtungen drängten geradezu zu einer Erweiterung und Vervollständigung der Aufnahme- und Untersuchungstechnik. War es nicht möglich, solche Affektstöße, solche Hemmungen oder Erregungen, wie sie sich hier abspielten, einer genaueren methodischen Erfassung zugänglich zu machen? Auch Rorschach hatte öfters bei seinen Befunden die Notiz „Farbenshock" angebracht, wenn die Antworten beim Auftreten von Farben stockten. Er hatte es aber abgelehnt, solche Reaktionen medizinisch auszuwerten. Er haßte alles Apparative, ja er benützte nicht einmal eine genaue Zeitmessung, nur um den Versuch, wie er sagte, nicht „technisch zu belasten". Er fürchtete, damit dem Untersuchten seine Unbefangenheit zu nehmen.

Das war an sich ein richtiger Gedanke. Man kann keine Produktion des Unbewußten erwarten, wenn man einen Menschen in Kinnstütze und Schallschlüssel einspannt, wie gewisse experimentalpsychologische Untersuchungsmethoden es tun. Konnte man aber keinen Weg finden, um ohne Störung des Spontanablaufes, ohne Beengung der freien Haltung und Bewegung während der Untersuchung doch eine objektive Registrierung der affektiven Vorgänge zu erreichen?

Mit kreislauftechnischen Meßmethoden zum Ziel zu kommen, versprach von vornherein wenig Aussicht. Sie verlangten, wie ich aus gemeinsamen Arbeiten mit Prof. Bruns in Göttingen und Königsberg zur Genüge wußte, durchweg eine mühsame Adaption und lieferten doch nicht die praktisch brauchbaren Ergebnisse, die den Aufwand gelohnt hätten. Von der Plethysmographie, an die man etwa denken konnte, hatte ich selbst den Nachweis erbracht, daß sie wissenschaftlich unhaltbar war und daß die in der Literatur veröffentlichten Ergebnisse auf Irrtümern und experimentellen Trugschlüssen beruhten.

Es blieb daher nur eine Methode, die mit genügender Exaktheit zu arbeiten versprach: die Pneumographie. Freilich war die bekannte Pneumographie, wie sie noch Zoneff, Lehmann und Berger angewandt haben, lediglich eine Laboratoriumsmethode, die für wenige Minuten genau arbeitete. Was man aber benötigte, war ein Verfahren, das über größere Zeiträume, auch ganze Stunden hinweg, mit völliger Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit registrierte, ohne die vegetativen Vorgänge irgendwie zu behindern.

Nach längeren Versuchen konnten alle diese Mängel durch die Neukonstruk-

tion der Gesamtapparatur beseitigt werden, die es durch ein besonderes System pneumatischer Kammern ermöglicht, leiseste Atembewegungen graphisch aufzuzeichnen und doch die Unbefangenheit in keiner Weise zu stören. Ich habe über die Methode, die konstruktives Eigentum unseres Psychomedizinischen Institutes ist, auf dem Dresdner Kongreß für Psychotherapie 1931 ausführlich berichtet, so daß ich hier nicht näher darauf eingehen muß.

Mit dieser pneumographischen Registrierung wurde gleichzeitig ein weiterer Streitpunkt der Rorschachschen Aufnahmetechnik beseitigt: die Zeitmessung. Wohl hatte Rorschach angegeben, daß der ganze Versuch im Mittel 20—30 Minuten in Anspruch nehme. Er selbst hat aber meist gar keine oder nur sehr ungefähre Notizen über die Zeitdauer an seinen Befunden angebracht. Auch die Mehrzahl des nachgelassenen Materials weist keine Zeitangabe auf. Selbst bei wichtigen und heiklen Befunden habe ich bei ihm nie eine Zeitmessung im exakten Sinne gesehen. Wenn er die Zeit anschrieb, geschah es höchstens so, daß er am Schluß des Befunds von seinem Schreibtisch aus mit einem Blick auf die Bürouhr notierte: zirka 25 Minuten oder dgl. Eine Zeitangabe für die Betrachtung des einzelnen Testbildes, für die Länge eines „Farbenshocks" oder dgl. kannte er nicht.

Daß dieser Verzicht auf die Präzision der Befundaufnahme bei Rorschach die Folge seiner „antitechnischen" Einstellung war, habe ich bereits erwähnt. Man brauchte auch gar nicht die Bruchteile von Sekunden zu messen, da ein solcher Genauigkeitsgrad gar nicht dem Charakter des ganzen Versuchs entsprochen hätte. Die Produktion fließt ja nie gleichförmig dahin. Sie hat vielmehr Stockungen nicht nur zwischen den einzelnen Sätzen, sondern auch zwischen den Worten, die sich bald leichter, bald schwerer einstellen. Dazwischen kommt etwa ein Atemholen, ein kurzes Besinnen, ein leises Auflachen oder Seufzen, so daß das Ganze mehr oder weniger den Charakter eines belauschten Selbstgespräches trägt.

Bei dieser Eigenart des Ablaufs genügt es daher vollauf, die Zeiten der Äußerungen fortlaufend mit einer Stopuhr zu verfolgen und das Ergebnis nach einem Zeitschema, dem „Zeitband", einzutragen. Bei dieser Darstellungsart, die sich zur lebendigen Wiedergabe erfahrungsgemäß am besten bewährt hat, bedeutet eine Zeile den Zeitraum von $^1/_{10}$ Minute. Das entspricht etwa der Sprechgeschwindigkeit, die normal bei dem Versuch entwickelt wird, wobei kleinere Hemmungen und Verzögerungen zwischen einzelnen Worten unberücksichtigt bleiben. Die feinere Auswertung bleibt der Beobachtung der synchronen Atemkurve überlassen.

Mit diesem Zeitschema sind wir gleichzeitig an einem anderen Punkt der neuen Aufnahmetechnik angelangt: dem Stenogramm. Auch diese Frage war eine geraume Zeit umstritten. Rorschach, der in den ersten Jahren

natürlich genötigt war, seine Befunde selber aufzunehmen, war des Stenographierens nicht mächtig und notierte daher nur die Stichworte der Deutungen. Bei den psychotischen Patienten seiner Anstalt bedeutete dies kaum einen nennenswerten Nachteil. Die Antworten bei abgelaufenen Psychosen sind in der Regel ziemlich spärlich und nur von einem sterilen „Nebentext" bebegleitet.

Ganz anders beim Normalen und vor allem beim gebildeten Normalen. Hier stellte sich diese Art der Befundaufnahme bald als völlig unzureichend heraus. Findet man dabei doch häufig genug, daß Nebenbemerkungen für die analytische Erfassung wichtiger sein können als die Deutung selbst. Beispielsweise notierte Rorschach bei seinem früher angeführten „Fall 2" zu seinem Testbild VIII nichts anderes als „Schmetterling". In Wirklichkeit mußte, nach der Erinnerung des Betreffenden, die Äußerung etwa geheißen haben:

> „Das sieht ja wieder aus wie so ein Schmetterling, wahrscheinlich verleitet die Symmetrie dazu. Man müßte nun eigentlich alle Bilder noch einmal daraufhin durchgehen, ob nicht in allen solche Schmetterlingsformen gefunden werden können."

Der Haupttext „Schmetterling" ist somit hier offenbar nur von nebensächlicher Bedeutung, während der Nebentext die organisatorischen und rationalisierenden Motive enthält, die in der Tat für den Betreffenden von charakteristischer Bedeutung waren.

Noch entscheidender verschiebt sich dieses Verhältnis von Haupt- und Nebentext in den Befunden von Neurotikern, bei denen die Deutung selbst ganz unterdrückt sein kann, während der Begleittext sich in immer wachsende Längen dehnt. Vielfach bleibt nur noch ein Kampf von Hemmungen, Impulsen, Minderwertigkeitsgefühlen, kritischen Überlegungen u. dgl. übrig, ohne daß irgendeine echte Produktion sich einstellt. Die lebendige Wiedergabe der psychologischen Situation, in der die Deutungsarbeit sich vollzieht, wurde somit ein Hauptbestandteil der Befundaufnahme und deren Analyse ein wichtiger Ansatzpunkt für die Auswertung.

Die Wandlung, die sich dabei vollzog, hat manche innere Parallele zur geschichtlichen Entwicklung der Tiefenpsychologie. Auch dort sind in der Traumanalyse die Symbole selbst zunächst im Mittelpunkt des Interesses gestanden. Auch dort erkannte man später, daß der Zugang zu den Symbolen wesentlich erleichtert wurde, wenn man nicht sie, sondern den analytischen Widerstand, gegen den sie sich durchsetzen mußten, als Kernpunkt des Problems betrachtete. Eine ähnliche Verlagerung des Wertakzents trat in der Weiterentwicklung des Rorschachtests in Erscheinung und führte zwangsläufig zur Neugestaltung im Symboltest.

Beispiele von Testbefunden

Was man mit dieser neuen Aufnahmetechnik insgesamt erhält, ist allerdings ein höchst konzentrierter Ausdruck der individuellen Atmosphäre. Stenogramm, Zeitmessung und Pneumogramm geben als wissenschaftliches Material ein ungemein plastisches Abbild des Vorgangs, der sich während der Testaufnahme, mit oder ohne Dunkelfeld, abgespielt hat, und bieten damit eine denkbar exakte und beziehungsreiche Unterlage zum Studium und zur Deutung der Persönlichkeit.

In der Praxis wird jedoch weder der Tiefentest noch der Symboltest isoliert angewandt. Beide bilden vielmehr nur einen Teil — wenn auch das wichtigste Stück — eines Gesamttests, der durch eine Reihe von genau abgestuften Anschauungs- und Beobachtungsversuchen auf den Haupttest hinführt und daher eine einheitliche „Einstimmung" gewährleistet. Je nach dem Zweck der Untersuchung schließen sich nachher noch andere Testaufgaben an, z. B. Intelligenztests aus sprachlich-logischem oder mathematisch-rechnerischem Gebiet, Prüfungen der Gedächtnis- und Konzentrationsleistung oder der motorischen Geschicklichkeit, Tests für Einfühlungsfähigkeit, Reaktionsgeschwindigkeit u. dgl. Während der gesamten Testaufnahme bleibt die pneumographische Registrierung eingeschaltet, so daß sich das Verhalten dieser vegetativ-nervösen Funktion während jedes einzelnen Testteils darin widerspiegelt.

Es ist klar, daß daraus in einem unverhältnismäßig kurzen Zeitraum eine umfassende Materialsammlung entstehen muß, die mit weitgehender Objektivität Rückschlüsse auf die untersuchte Persönlichkeit erlaubt. Denn alle Einzelergebnisse, ob sie nun dem oberbewußten, unbewußten oder medizinischen Teil der Untersuchung entstammen, gehören ja ein und derselben Persönlichkeit an. Sie müssen daher notwendigerweise alle in innerer Beziehung zueinander stehen. Das wissenschaftliche Vorgehen ist dabei so, wie wenn man auf der Außenfläche einer Kugel systematisch mehrere Punkte festlegt und von ihnen aus nach dem Zentrum vordringt. *Nur durch eine Gesamtanalyse ist eine diagnostische Sicherheit erreichbar, wie das Ergebnis des einzelnen Untersuchungsteils bewertet werden muß.*

Diese Bemerkungen müssen vorausgeschickt werden, wenn nun im folgenden von einem Untersuchungsteil, dem Tiefentest, und auch hier nur von einem der zehn Testbilder, dem schon wiederholt als Beispiel angeführten Testbild VI, eine Reihe von Befunden wiedergegeben wird. Es bedarf wohl danach keines besonderen Hinweises, daß in der Praxis niemals aus einem so speziellen Abschnitt für das Gesamturteil bindende Folgerungen gezogen werden.

Andererseits gibt es für den, der mit der Methode nicht zu arbeiten gewohnt ist, kaum ein anschaulicheres Vergleichsmaterial dafür, wie hier in jeder noch so kleinen und kurzdauernden Reaktion die Gesamtpersönlichkeit

lebendig und sprechend in ihrer Eigenart zum Ausdruck kommt. Ich habe daher absichtlich keine Befunde gewählt, die besondere differentialdiagnostische Leistungen darstellen, da für ihr Verständnis ja eine Kenntnis der Methode schon Voraussetzung wäre. Ich habe vielmehr nach Art eines kurzgefaßten „Atlas typischer Röntgenbilder" gerade leicht übersehbare Befunde zusammengestellt, die fast unmittelbar ein Bild von der Plastik und Treue einer solchen psychologischen Zeichnung vermitteln können, und ich werde versuchen, diesen Eindruck jeweils noch durch einige kurze Randbemerkungen zu ergänzen, die aus dem übrigen Gesamtbefund gewonnen sind. Alle Reaktionen sind übrigens mit Normallicht, ohne Verwendung des Dunkelfelds, aufgenommen.

Eine eigentliche Auswertung können und sollen die nachfolgenden Befunde nicht darstellen. Sie sollen lediglich einen Eindruck davon vermitteln, wie selbst aus kurzen Befundausschnitten eine sehr persönliche Atmosphäre spricht[1]).

Beginnen wir die kleine

Befundsammlung zu einem und demselben Testbild

(Tiefentestbild VI) mit der Gegenüberstellung von zwei Befunden:

Befund 1: **Intelligentes Kindermädchen (26jährig)**

0.0
1 Das ist wie so ein Turm,
2 wie so eine *Kapelle* mit einer Turmspitze drauf.
3
4 Und in der Mitte, da steht so ein richtiger *Vagabund*,
5 der beide Hände in die Hosentasche gesteckt hat, und
6 so recht zerfetzte Stiefel anhat.
7
8 Und von beiden Seiten treffen sich die Tannenwälder —
9 es ist wie so eine *Schlucht* — *und* die *Tannen* stehen
1.0 so tief, daß sie beinahe oben zusammenstoßen.
1
2 Die Kapelle muß schon wie so eine Kirche
3 sein, muß schon mächtig hoch sein, da hier unten
4 Türchen sind. Erstes und zweites Stockwerk
5 kann man erkennen durch die kleinen Fensterchen.

---

[1]) Über die Grundprobleme der systematischen Auswertung vgl. G. A. Roemer: „Auffindung des aktuellen Kernproblems", Ztschr. f. Menschenk. 1926 und „Wissenschaftliche Erschließung der Innenwelt usw." Birkhäuser, Basel 1931.

Der Befund des Kindermädchens ist ein einfaches, aber lebendiges Assoziationsspiel. Nach einer kurzen Anfangspause von 0,15 Minuten plaudert sie unbefangen, welche Vorstellungen das Bild in ihr auslöst. Sie ist dabei natürlich und gewandt im Ausdruck und nicht ohne Gründlichkeit, wie sich daraus ergibt, daß sie die anfängliche Auffassung einer Kapelle nachher noch einmal einer genaueren Kritik und Überprüfung der Einzelheiten unterzieht. Der „Vagabund“, eine Axialkinästhesie in der Mitte des Bildes, ist, wie sich im Sekundärmaterial herausstellte, die Erinnerung an ein Erlebnis vor der Glastüre.

Die Gesamtreaktion zu diesem Testbild beansprucht, am Zeitband ablesbar, 1,5 Minuten. Da drei Hauptmotive von ihr gedeutet werden, so läßt sich daraus eine Assoziationsleistung von 0,5 Minuten für eine Deutung errechnen, was durchaus einem „normalen“ Gedankenablauf entspricht.

Im Gegensatz dazu beginnt der Befund einer höheren Tochter schon mit einer längeren Überlegungspause von 0,8 Minuten.

Befund 2: **Höhere Tochter (17jährig)**

0.0 (Pause).
1
2
3
4
5
6
7
8 Es ist sicher etwas furchtbar Dummes, was ich jetzt sage.
9
1.0
1 Ich kann darin nur *zwei Engel* sehen, die sich
2 so herüberbeugen.
3
4 Und *zwei Tannenbäume*
5 und eine Kerze — ja? wirklich?
6
7 Ich würde das aber nie jemand anderem zeigen oder sagen.
8 Ich würde sonst immer denken, man würde
9 mich auslachen.

Was während der anfänglichen Pause vorgeht, ergibt sich einerseits aus der gleichzeitigen Hemmung des Atmungsablaufs, andererseits aus dem zögernden Sich-Vorwagen, mit dem die Deutung schließlich gegeben wird. Wenn

hier noch ein Zweifel wäre, daß es sich um Minderwertigkeitsgefühle handelt, so würde er durch ihre Schlußbemerkung behoben werden: „Ich würde sonst immer denken, man würde mich auslachen."

Analytisch war von vornherein anzunehmen, daß dieses „man" sich auf eine bestimmte Person bezog, die in ihrem Leben eine wichtige Rolle spielen mußte. Es war nach diesen Äußerungen nicht schwer, von ihr zu hören, daß der Vater, Direktor eines großen Unternehmens, die Tochter zugleich verwöhnte und unterdrückte. „Du bist genau so dumm wie deine Mutter" war eine ständige Redewendung in der Erziehung, die er nach dem Tod seiner Frau in seinem Sinne übernommen hatte. Letzten Endes sah er in der feineren Empfindungsfähigkeit der Mutter und der Tochter nur einen Vorwurf gegen sich, weil er — zugleich gegen sein wahres Selbst — sich nur mit Ellbogen in der Welt des Geldes und der Geltung durchzusetzen gewohnt war.

Das Beispiel zeigt sehr schön, daß eine Neurose in vielen Fällen eine Art „symbiotische" Erkrankung ist, und daß man oft genug den Partner in die Analyse mit einbeziehen muß, an den der Patient zwangsläufig gebunden ist oder war. Die ärztliche Diagnose lautete hier übrigens: „leichte Lungenspitzenaffektion", die sich in dem Sanatorium, in dem die Testaufnahme erfolgte, nicht recht bestätigte. In Wirklichkeit handelte es sich um eine unbewußte Fluchtreaktion vor dem Vater, die einer psychotherapeutischen Behandlung zugänglich war.

Betrachten wir nun einige Befunde, bei denen vorwiegend die Diagnose des psychischen Zustandsbilds oder einer Erkrankung interessiert.

Zunächst ein Befund aus der Berufsberatungs-Praxis:

Der Junge, der kam, hatte sich recht und schlecht durch die unteren Klassen einer höheren Lehranstalt durchgeschlagen, offenbar mit einer Fleißeinstellung, die jetzt zu erlahmen drohte. Die Eltern projizierten ihre eigenen unerfüllten Wünsche in den Sohn und wollten ein Studium erzwingen. Der Befund zu Testbild VI war:

Befund 3: Mäßigbegabter Schüler (13jährig)

0.0
1
2
3
4 Ist ähnlich wie *zwei Tiere*, das da ist eines und
5 da hüben ist auch eines, da der Schnabel.

(Fortsetzung umstehend)

(Betrachtet eifrig, aber ergebnislos das Testbild; Atemkurve: stark verkrampft.)

(Fortsetzung:) 0,6
7
8
9
1.0
1
2
3
4
5
6
7 Und daß der Teil ganz gleich ist wie der da.
8
9
2.0
1
2
3
4
5 Jetzt fällt mir sonst nichts mehr auf.

Der Gedankengang bleibt an einer nebensächlichen Kleinigkeit hängen, einem 1 cm^2 großen Ausläufer, der normalerweise gar nicht beachtet wird. Die kleine Form ist ganz gut beobachtet; aber damit ist auch die Leistung zu Ende. Ebenso dürftig war das Ergebnis der gesamten Intelligenzprüfung.

Nach der Untersuchung und Beratung durfte er in einen geeigneteren Schultypus und anschließend in eine praktische Lehre übertreten, in der er sich viel freier entwickelte. Die Betonung des 'Schnabels' stand in innerem Zusammenhang mit seinem Abwehrkampf.

Der nun folgende Befund ist insofern interessant, als der Patient, wie so häufig in der Praxis, mit rein organischen Symptomen in die Sprechstunde kam. Er litt an Trigeminus-Neuralgien und Schlaflosigkeit und hatte die Befürchtung, daß eine Gehirnerkrankung die Ursache sei, weil er in den letzten Wochen für Namen auffallend vergeßlich geworden war. Irgendwelche psychischen Konflikte wurden anfänglich typischerweise völlig geleugnet, wie überhaupt jedes Eingehen auf die seelische Situation als „ganz belanglos“ abgelehnt wurde. In Wirklichkeit lag eine schwere Sexualneurose zugrunde, die schon bei der ersten Beratung durch die Testuntersuchung eindeutig diagnostiziert werden konnte.

Der uns interessierende Teil des Gesamtbefunds lautete folgendermaßen:

Befund 4: **Erwachsener Neurotiker (Verwaltungsbeamter)**

0.0

1 Das ist natürlich zunächst grundsätzlich —

2

3

4 das ist ja verhältnismäßig belebt —

5 kann man hundert Sachen darin

6 sehen.

7

8

9 Also, ich habe da im wesentlichen die

1.0 Empfindung —

1

2 das könnte ja wohl so eine Art *anatomischer Bildung*

3 sein —

4

5

6 Dja

7

8 da weiß ich wirklich nich —

9

2.0

1 Bin relativ hilflos diesem Ding gegenüber.

2

3 Unsympathisch! Nee, wirklich,

4 damit kann man überhaupt nichts anfangen!

Wir haben hier typische Kennzeichen eines Neurotiker-Befundes vor uns: das Haften am ‚Grundsätzlichen‘, die ständigen Hemmungen der Produktion und vor allem die ausgeprägte Ambivalenz. Wenn er noch bei Minute 0,4 von dem Gefühl eines kaum bewältigbaren Reichtums der Gedanken getragen wurde, so ist bei Minute 2,4 die Hausse-Stimmung schon so abgesunken, daß sie einer „relativen Hilflosigkeit“ Platz macht. Innerhalb von genau 2 Minuten erfolgt somit, demselben Objekt gegenüber ein Stimmungsumschlag, der allein schon erkennen läßt, daß weder Vorgesetzte, noch Kollegen, noch Untergebene es mit ihm leicht haben werden.

Trotz aller Widerstände schiebt sich im übrigen als einzige Deutung eine verdeckt formulierte Komplexantwort heraus (gemeint war ein Phallussymbol), die nachher für längere Augenblicke eine Gedankenleere nach sich zieht — also eine typische Sperreaktion, wie sie auch im klassischen Jungschen Assoziationsversuch nach komplexbetonten Vorstellungen aufzutreten pflegt.

Was die Testuntersuchung für die organmedizinische Therapie leisten kann, zeigen 2 Fälle aus dem Hysteriebereich:

Befund 5: **Hysterie (28jähriges Mädchen)**

0.0
1 Sehen Sie, das hier . . . das ist
2 die *Lebenskerze* da fängt es licht an,
3 da ist es noch so rosig, die Jugend!
4 Und dann kommt es so finster.
5 Da ist der *schwarze Tod* dabei!
6 Das ist so furchtbar, da kommt der Tod schon in
7 der frühen Jugend — —
8
9 Da sind so viele Wirrnisse, und
1.0 wenn es zur Hoffnung kommt, dann kommt der Tod.
1 Das ist so schade, daß der Tod kommt mitten in der
2 Jugend.
3 Aber sehen Sie hier,
4 da sind so *dunkle Wolken*. Da ist eben etwas ge-
5 fehlt in der Jugend.
6 Da wollen dunkle Schatten kommen,
7 von dem Ausgang geht immer noch ein Strahl. Der
8 schwindet aber wieder.
9 So ist das ganze Leben. Da fallen Schatten
2.0 hinein und dunkle Wolken, und so ein Schatten bleibt
1 dann immer noch zurück. (Ähnliche Fortsetzung bis Min. 7.5.)

Was an diesem Befund zunächst hervortritt, ist die starke Neigung, sich von dem Gegebenen und Wirklichen zu entfernen, an einmal aufgegriffenen Gedanken und gefühlvollen Worten klebenzubleiben, überschwenglich „im Schmerz zu wühlen" und endlich die ganze Auseinandersetzung mit einer abstrakt-symbolischen Ideenwelt, die gar nicht zu dem Bildungsstand des sonst recht einfachen Mädchens passen will.

Sie litt an Lungenblutungen, als deren Ursache röntgenologisch eine Nadel im Lungengewebe aufgefunden wurde, für deren Vorhandensein sie einen Unglücksfall in früheren Jahren verantwortlich machte. Niemand hatte, trotz wochenlanger Behandlung, bei der sonst unauffälligen Kranken an eine psychische Störung gedacht. Die Testaufnahme erfolgte nur durch Zufall in einem Augenblick, in dem sie bereits einer chirurgischen Klinik zur Lungenoperation überwiesen worden war.

Die Diagnose war für den Chirurgen (Geh. Rat Prof. Sauerbruch) der Anlaß, die Operation aufzuschieben und die ganze Situation noch einmal gründlich zu

überprüfen. Die darauffolgende psychische Beobachtung ergab, daß eine einwandfreie Hysterie vorlag und eine Operation daher nicht in Frage kam.

Befund 6: Rentenhysterie (38jähriger Handwerker)

0.0
1
2 Das kann doch nur wieder etwas
3 vom Menschen sein. Eine Lunge,
4 eine *kaputte Lunge.* Hier hats doch lau-
5 ter *Tuberkelflecken* darin.
6
7 Ja, das sind doch die *Brustknochen* und das ist die
8 *Magengegend.*

Das Wesentliche des Befunds sind hier überwertige Körperempfindungen und eine Fixierung an hypochondrische Vorstellungen. Beides legte es nahe, die angegebenen Beschwerden, ein altes Rentenleiden, in anderem als nur körperlich-organischem Lichte zu sehen. Er gab an, als Rottenarbeiter beim Tragen von Schwellen so Luftmangel zu haben, daß er mit der Arbeit aufhören müsse. Auch leide er an Nachtschweißen und gelegentlichem blutigen Auswurf. Für seine Beschwerden war, auch röntgenologisch, keine organische Ursache aufzufinden.

Dagegen lag eine Reihe familiärer Gründe für eine depressive Verstimmung vor. Außerdem bestand eine Identifizierung mit dem Bruder, der wenige Jahre vorher an einem Lungenleiden gestorben war.

Befund 7: Katatone Schizophrenie (43jähriger Arbeiter)

0.0
1
2
3 *Den* haben sie auch wieder bei den Hammelbeinen (lächelt
4 vor sich hin).
5 Ja ja! und deshalb ist er sitzen-
6 geblieben und zu Stein geworden.
7
8
9
1.0
1 Ein schwieriges Ding, klotzikies!

Bei diesem und dem nächstfolgenden Befund ist charakteristisch die Versponnenheit in die eigenen Gedankengänge, beim ersten im Sinn einer aus-

geprägten Beziehungslosigkeit nach außen, mit einer Wortneubildung am Schluß, beim zweiten mit einem beschleunigten und ungesteuerten Assoziationsablauf, der halb schon ideenflüchtig ist.

Befund 8: **Agitierte Schizophrenie (31 jährige Frau)**

0.0 Uh jeh! Das ist ja ein *Maikäfer*
1 ein bengalisch beleuchteter.
2 Und ein Paar *Zirkuspferde* die tanzen
3 Und da hats noch ein *Knallbonbon.* Und
4 das alles spielt in einer *Blumenstadt.*

Bei der Deutung „Blumenstadt" handelt es sich um die Kontamination, die Verquickung von zwei Begriffen, von denen jeder an sich auch von Normalen in dem Testbild gesehen werden kann, das u. a. auch die Deutung einer Blume, wie die einer Stadtsilhouette zuläßt. Beide Möglichkeiten haben hier infolge der übertriebenen Steigerung der Assoziationsgeschwindigkeit zu einer paradoxen Verkoppelung der sich aufdrängenden Vorstellungen geführt.

Verlassen wir nunmehr das psychopathologische Gebiet und wenden wir uns wieder Testbefunden von Normalen, vor allem von gebildeten Normalen zu.

Sie sind dadurch von besonderem Interesse für das weitgedehnte Leistungsfeld der Testmethode, weil bei ihnen nicht mehr oder weniger überpersönliche Krankheitserscheinungen alles andere in den Hintergrund drängen. Erst dabei kann, was im pathologischen Bereich niemals in diesem Sinn der Fall ist, das eigentlich Individuelle in seiner ganzen Mannigfaltigkeit sich abzeichnen und dies um so stärker, je mehr es sich um ausgereifte und feinstrukturierte Persönlichkeiten handelt. Das Befundergebnis solcher Persönlichkeiten ist daher ein unmittelbarer Maßstab für die Feinheit der Zeichnung, die mit der Testmethode zu erreichen möglich ist.

Die Mehrzahl der nun folgenden Befunde stammt aus einer Untersuchungsreihe, die von über hundert deutschen Hochschuldozenten aufgenommen wurde. Die Gelegenheit dazu bot sich mir während meiner Tätigkeit im Hauptberufsamt der Deutschen Studentenschaft, das ich von 1921 bis 1923 leitete. Die neue Testserie war damals gerade nach den Vorversuchen endgültig zusammengestellt worden und sollte nun auf Möglichkeiten und Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit erprobt werden. Die Hauptfrage war dabei, wieweit sie imstande war, auch der Atmosphäre einer hochdifferenzierten Persönlichkeit gerecht zu werden.

Die Reihe wurde später durch Aufnahmen von Industriellen, Künstlern, Politikern und Angehörigen aller wichtigen Berufsgruppen ergänzt.

Was an diesen Befunden in erster Linie interessiert, ist die Stellung zum eigentlichen Lebensinhalt, die darin zum Ausdruck kommt. Ist es der Beruf, so stehen im Testbefund die Motive des Berufs im Vordergrund. Ist er es nicht, dagegen irgendein anderes Interessengebiet, so wird der Befund eindeutig von dieser Libidobesetzung beherrscht. Man findet dementsprechend bei Angehörigen der medizinischen Fakultät ebenso einseitig medizinische Deutungen, wie eine strikte Ablehnung alles Medizinischen, an das die Testbilder „keinesfalls erinnern", dagegen dann um so mehr Jagdstücke, Schachfiguren, Theatererinnerungen, technische Phantasien usw. Immer ist also für den Testbefund nicht die äußere Berufssituation, sondern der wahre persönliche Lebensgehalt maßgebend.

Zunächst einige Beispiele aus naturwissenschaftlich-technischem Gebiet, die so ausgesucht sind, daß bei ihnen unverkennbar Berufsarbeit und eigentliche Interessenwelt zusammenfällt, während sie gleichzeitig die persönliche Berufsauffassung deutlich durchschimmern lassen.

Befund 9: Chefarzt einer Klinik

0.0
1
2 Eine seltsam gestaltete *Retorte*, aus der rechts
3 und links Dampf aufsteigt.
4
5 Und das (Rot oben) ist ganz zweifellos
6 irgendein *Hirnquerschnitt*, so etwa in der Gegend des
7 Kleinhirnbrückenwinkels.

Wie in diesem Befundausschnitt, so richtet sich auch im Leben das Interesse vorwiegend auf das Laboratorium, weit weniger auf das Menschliche der Patienten, die in der Regel nur mit knappen Auskünften bedacht werden. Durch die fast ausschließliche Inanspruchnahme im Diagnostisch-Technischen besteht für ein Eingehen auf die menschliche Situation der Patienten weder die Zeit, noch ein eigentliches Bedürfnis.

Der Zusatz „ganz zweifellos" bei der Deutung eines Gehirnquerschnitts zeigt seinerseits die Einstellung des „Nur-Fachmanns", der es sich gar nicht mehr denken kann, daß Andere anderes sehen. In Wirklichkeit handelt es sich dabei durchaus nicht, wie er glaubt, um eine allgemeingültige, sondern um eine sehr seltene und subjektiv gesehene Auffassung.

Bei dem nachfolgenden Befund handelt es sich um einen erfolgreichen Konstrukteur, der auch in der Betriebsleitung tätig ist:

Befund 10: Maschineningenieur

0.0 Herrgottsack!
1 Ja, das ist so eine *Gaskraftmaschine*
2 der Zukunft, die auf kleinstem Raum größte Energien
3 entwickeln soll. Entwickelt, —
4 nicht „soll‘. Darauf lassen die
5 *mächtigen Wolken* schließen, die da ausströmen, die Aus-
6 puffgase, die in gar keinem Verhältnis stehen zu der
7 Kleinheit der Maschine.
8 Die Auspuffrohre sind hier
9 abgenommen. Über die innere
1.0 Konstruktion läßt sich natürlich nichts sagen. Sie äh-
1 nelt jedenfalls den heute bestehenden Maschinentypen.
2
3
4 Und dann könnte man hier noch eine
5 Silhouettenfigur herauslesen, zum Beispiel innen oben
6 rechts und links zwei *olle Knacker*, die sich gegensei-
7 tig die Wahrheit sagen. Kommt im
8 Betrieb ja auch öfters vor!

Die ganze Betrachtungsweise wird man zunächst als eine Schilderung aus der äußeren Berufssituation ansehen können, genau so wie ein Traumsymbol lediglich auf der Objektstufe gedeutet werden kann.

Man würde aber an dem Wesentlichen einer solchen Reaktion vorübergehen, wenn man nicht gleichzeitig ihre Deutung auf der Subjektstufe anschließen und mit einbeziehen würde. Erst hier liegt der wirkliche Schlüssel für den ganzen Gedankenablauf. Er selbst ist nämlich eine Maschine, die „auf kleinstem Raum größte Energien entwickeln soll“. Er fühlt auch, daß seine innere Kraft oft genug nicht ausreicht für die starke Beanspruchung des Handeln-Müssens nach außen. Dieses instinktive Wissen um die zwangsläufige Überbetonung der Extraversion drückt dem ganzen Befund bis in seine Einzelheiten den Stempel auf: so die mächtigen Wolken und „Auspuffgase, die in gar keinem Verhältnis stehen zu der Kleinheit der Maschine“, die Unsicherheit, die hinter der Berichtigung „entwickelt, nicht ‚soll‘ “ erkennbar ist oder der kleine, scheinbar nebensächliche Zusatz: „über die innere Konstruktion läßt sich natürlich nichts sagen“ — eine symbolische Selbstkritik seiner mangelnden Introversion, die er gesprächsweise so formuliert: „Man kommt

ja doch nie zu sich selbst". Ein solcher Befund leistet also, wenn er nur richtig gelesen wird, wichtigste Dienste für eine Aussprache über die innere Situation und damit für die rasche und sichere Erfassung der Persönlichkeit.

Noch ein Befund aus der Technik:

Befund 11: **Theoretischer Physiker**

0.0
1 Das Ganze erinnert an eine Geschützmündung, hier diese
2 Form. Sogar sehr deutlich,
3 außerordentlich deutlich. An die
4 *Teilbewegung einer Granate im Rohr*, wie man sie auf-
5 zeichnet, um Gasdruck und Geschoßgeschwindigkeit zu
6 bestimmen.
7 Diese senkrechte Ebene
8 ruft sofort bei jemand, der sich technisch oder wissen-
9 schaftlich beschäftigt hat, den Gedanken hervor an eine
1.0 Zeichnung oder eine gedachte Zeichnung, die er sich
1 macht, wenn er Bewegungsvorgänge in zwei kleinen Teil-
2 stücken untersucht. Es ist
3 ja klar, wenn man die Bewegung in einem Hohlzylinder
4 von einem Gas untersucht, wird man einen Teilbereich
5 durch senkrechte Ebenen abgrenzen, um dadurch die kine-
6 tische Energie, beziehungsweise die Arbeit abzugrenzen.
7 Also ruft das sofort einen derartigen
8 Gedanken hervor.
9
2.0
1 Man könnte es ja auch für einen *elastisch gespannten*
2 *Bogen* halten, dessen Geschoß hier oben krepiert.
3 Auch bei den *Chladny*'-
4 *schen Klangfiguren* kommen solche Figuren vor, oder beim
5 *räumlichen Pendel.*
6 Es kann
7 auch schließlich eine *deformierte Kugelschale* sein,
8 bei der eine Flüssigkeit unregelmäßig nach beiden Sei-
9 ten abfließt. Aber es muß ja schließlich
3.0 immer an rein mechanische Vorgänge erinnern, mechanisch
1 nicht im Sinn von geistlos. Es gibt auch eine Mechanik,
2 die viel Geist hat.

Die ungemein konzentrierte Auffassung, mit der alle Gedankengänge hier auf das besondere berufliche Interessengebiet hinweisen und offensichtlich gar nicht anders können, als immer wieder dorthin zurückzukehren, läßt schon

vermuten, daß es sich um eine besondere Persönlichkeit handelt. Es ist der Mathematiker des berühmten Parisgeschützes, der technische Physiker, der die Flugbahn der Geschosse berechnete und damit das Geschütz erst für die Praxis brauchbar machte. Es hatte nach seiner Herstellung erst gar nicht verwendbar geschienen, weil keiner der Kruppschen Ingenieure den Wirkungsgrad bestimmen konnte.

Trotzdem das rein Persönliche hier besonders zurückzutreten und die ganze Produktion nur von außen, durch den sachlichen Gegenstand gegeben scheint, ist analytisch unschwer nachweisbar, wie stark der Befund gleichzeitig durch persönliche Eigenheiten und Einflüsse bedingt ist. Die Leichtigkeit und Flüssigkeit, mit der ihm die Einfälle kommen, die ruhige Sachlichkeit und Gründlichkeit, mit der er sie überprüft, und die selbstverständliche Bereitschaft, sich auf die Verständnismöglichkeit des anderen einzustellen, beweist schon in diesem kleinen Befundausschnitt, daß er trotz höchster Konzentration auf sein Gebiet nicht autistisch darin versponnen ist. (Er starb in den Jahren nach dem Kriege, ohne daß seine geniale Begabung wirklich ausgenützt worden wäre.)

Alle drei angeführten Befunde von naturwissenschaftlich-technischen Berufen zeigen eine weitgehende Übereinstimmung von äußerer Berufstätigkeit und innerer Interesseneinstellung. Das ist jedoch durchaus nicht immer, oder wenigstens nicht in der erwarteten Weise der Fall.

Nur ein kleines Beispiel dafür:

Befund 12: **Facharzt für Hautkrankheiten**

0.0
1 Die Mitte, diese eigenartige Form,
2 sieht fast aus wie ein *Ameisenbär.*
3
4 Ja — und darüber stieren sich zwei Köpfe an,
5 richtige *Spitzwegfiguren*, ganz flott gemacht — auch
6 ein komischer Einschlag dabei . .
7 Und oben? Oh! das
8 ist ein *Aureol*, das von oben herunterkommt, wie *in der*
9 *Pietà von Böcklin*, wo der Engel sich auch in Rot her-
1.0 unterbeugt auf den blaßblauen Leichnam Christi. —
1
2 Eigentümlich schön, dieses warmleuchtende Rot!

Auf den ersten Blick sieht dieser Befund wohl gar nicht nach dem eines Mediziners aus. Trotzdem ist der Betreffende ein nicht weniger erfolgreicher

Arzt, wie der früher angeführte Chefarzt einer inneren Klinik. Der Reaktionsausschnitt zeigt, wie verschiedenartig die gleiche oder ähnliche Berufstätigkeit vom Unbewußten her aufgefaßt werden kann und zugleich, wie zäh sich solche inneren Einstellungen behaupten; denn beide Kollegen sind über 50.

Tatsächlich finden sich im Leben alle nur möglichen Überschneidungen zwischen einer Anpassung an die äußeren Berufsforderungen, also dem Müssen oder „Wollen“, und den tieferen Wunschzielen der Persönlichkeit, der wahren „Natur“. So kann etwa die äußere Berufstätigkeit als Arzt verbergen, daß der Betreffende eigentlich Architekt, Züchter, Offizier, Erfinder, Seelsorger, Komponist oder sonst etwas hätte werden sollen. Gleichgültig, ob er sich diese Tatsache eingesteht oder nicht — der Test steht dabei immer auf seiten des „wirklichen Berufs“.

Nun einige Befunde aus dem geisteswissenschaftlichen Bereich. Im allgemeinen sind die Zusammenhänge zwischen äußerer Berufsleistung und innerer Eigenart hier noch näherliegender, als auf naturwissenschaftlich-technischem Gebiet. Man spürt meist unmittelbar, wie die persönliche Veranlagung und Haltung dem Leben gegenüber Bedingung und Begrenzung für die Berufsleistung selbst bedeutet.

Befund 13: Professor der Philosophie

0.0 Das kann natürlich alles Mögliche sein.
1 Zunächst ist die Form ja wieder symmetrisch.
3 Man muß also wohl im *Bereich des Organischen* nach As-
4 soziationen suchen.
5
6
7 Ja das ist wirklich schwer zu sagen.
8 Am Ende könnte es ja auch ein Querschnitt von etwas
9 *Anorganischem* sein. Aber da spricht wieder manches da-
1.0 gegen.
1 Ja allenfalls so ein *Durchschnitt*
2 *von einem Steingebilde* hier unten, aber dann wäre das
3 Übrige wieder nicht erklärt. Ja, man kommt doch wieder
4 auf organische Wesen. Anorganisch ist ja doch wieder
5 völlig ausgeschlossen. Nein, das ist wirklich
6 ein Problem.

Im Gegensatz zu den mehr anschaulichen und willensmäßig gerichteten Befunden aus dem Naturwissenschaftsbereich vollzieht sich hier ein reichlich abstraktes Assoziationsspiel, das von übergroßer Vorsicht geleitet erscheint,

sich irgendwie näher mit der Wirklichkeit einzulassen. Jeder gegenständliche Gedanke, der sich aufdrängen will, wird distanziert, kritisiert und abgeschoben. So endet auch dieser Ausschnitt in einer abstrakten Problematik, die ein Charakteristikum nicht nur sämtlicher Publikationen, sondern auch der einen Seite des Untersuchten ist.

Die andere kam erst bei späteren Testbildern zum Ausdruck. Hier sah er plötzlich — und nicht einmal besonders kritisch — Symbole eines behaglichen Lebens, das allen Freuden des Daseins offenstand. Genau so war sein Lebensstil: nach Zeiten abstraktester Konzentration machte er Ferienreisen, die wegen ihrer Ungebundenheit an der ganzen Universität berühmt waren.

Noch 2 Beispiele:

Befund 14: **Professor der Theologie**

0.0	
1	
2	Ja, das könnte ich mir jetzt —
3	das kommt offenbar von meiner religionsgeschichtlichen
4	Belastung her — da könnte ich mir jetzt nichts anderes
5	denken als eine *Monstranz.*
6	
7	Ich möchte nicht sagen, daß es eine spitze
8	Kathedrale sein müßte — aber irgend so ein *heiliger*
9	*Schatz,* der hier gehütet wird von zwei *Fabelwesen,* die
1.0	durch ihre konvergierende Stellung das Motiv von Schutz
1	so stark zum Ausdruck bringen.
2	Die ganze Sache ist
3	etwas — gibt einem die Vorstellung von etwas
4	wirklich Heiligem und Behütenswertem, daß es diesen
5	erhabenen Eindruck auf einen macht.
6	Und darüber, das da oben, ist
7	irgend so ein *himmlischer Schutz,* oder irgend so
8	ein *Echo aus der Kirche,* das segnend seine Hände darü-
9	ber breitet.

Die Reaktion dieses Theologieprofessors, die in dem knappen Zeitraum von nicht ganz 2 Minuten leicht und flüssig abläuft, ist reichlich differenziert. Er benützt zunächst einen Ansatzpunkt, der sich ihm bietet, betont dessen Relativität, verfolgt ihn weiter, kommt auf eine eindrucksvollere Idee, analysiert sofort die Wirkung, auf der sie beruht, geht weiter der angetönten Stimmung nach und beschließt endlich das Ganze mit einer Vorstellung, die mehr musikalisch als kritisch genommen werden muß. Das Ganze ist also ein vielschichtiges Spiel von Stimmung, Gefühl, analytischer Betrachtung und Ein-

gehen auf die Wirkung, zusammengehalten durch eine ausgesprochene Gepflegtheit des Ausdrucks, und ohne daß er etwas über sich selbst zu sagen scheint, — in mehr als einer Hinsicht ein guter Diplomat.

Befund 15: Professor der Psychologie

0.0 Aha, das sind
1 ja *zwei Bären*, die sind merkwürdig, furchtbar merk-
2 würdig. Es schwingt da
3 immer so . . . Es schwingt da immer so etwas mit,
4 was sich nicht recht sagen läßt: das erste ist so
5 eine innere Wesensart dieses Bären, die sehr schwer zu
6 bestimmen ist, aber aus der Haltung hervorgeht.
7 Macht so ein kunstgerecht geziertes Wesen, etwas
8 affektiert, preziös ist der Bär.
9 Jetzt wird
1.0 wieder ein *Gelehrter* daraus, *der einen Blumenstrauß*
1 *trägt* — hier ist der lange Zopf, hier hat er so
2 eine Hundsvisage, wie so ein *Pudel*, ein gelehrter wei-
3 ßer Pudel, denke ich mir — und in der Hand hält er
4 das Blumenbukett.
5 So etwas mag meine unbegrenzte
6 Achtung des Gelehrten mitwirken dabei, besonders in
7 jetziger Zeit, wo ich so ungünstige Erfahrungen gemacht
8 habe — eben in letzter Zeit — mit den ältesten Gelehr-
9 ten im Fach.
2.0 Ja, einen Augenblick lang war der Ge-
1 lehrte fürchterlich lächerlich . . . da tanzte er
2 einen merkwürdigen Tanz. Ich kann es aber
3 nicht wiederfinden, wie ich es gesehen habe.
4 Jetzt wird er wie-
5 der zu einem Bär, halb Tier und halb Gelehrter.
6 Und nun wird so ein *Aasgeier* daraus. Schwingt
7 auch die Vorstellung dabei mit, daß die Tibetaner ihre
8 Leichen von Geiern fressen lassen. Da wirkt
9 das Buch von Sven Hedin mit, das ich eben gelesen habe.
3.0 Und da
1 ist noch ein *sitzender Affe*, der mich ein bischen ver-
2 ächtlich ansieht. Komisch, die Physiognomien wech-
3 seln fortwährend.

Der Befund, der in den Nachkriegsjahren aufgenommen wurde, enthält manches von der damaligen persönlichen Situation, die aus dem Gefühl literarischer Zurücksetzung heraus ziemlich ressentimentgeladen war.

Er zeigt noch deutlicher als der vorhergehende Befund die Selbstanalyse und ferner die Ambivalenz zwischen zwei Auffassungen, von denen bald die eine, bald die andere ihm mehr hervorzutreten scheint. Sehr eigenartig ist die Passivität, mit der der Beschauer dem Vorgang gegenübersteht, der sich in ihm vollzieht, und noch eigenartiger, daß gerade er heute noch weitgehend die Tatsache des Unbewußten leugnet.

So verschiedenartig gerade die drei letzten Befunde im einzelnen wirken, so viel tiefere Gemeinsamkeiten haben sie doch wieder, wenn man sie mit denen anderer Lebensbezirke vergleicht.

Dazu ist es allerdings notwendig, aus der akademischen Sphäre heraus und in die ganz andere des Geschäfts, des Handelns und Verhandelns überzutreten. Sie fordert und erzeugt grundsätzlich andere Einstellungen, wie beispielsweise die Kategorie des Reisenden, der mit dem Musterkoffer in der Hand von Geschäft zu Geschäft geht und sich gegen eine Unsumme persönlicher und sachlicher Widerstände durchzusetzen suchen muß. Daß es dabei mehr auf Temperament und suggestive Beeinflussung des Gegenübers ankommt, als auf tiefgehende Überlegungen, leuchtet ohne weiteres ein.

Befund 16: **Reisender Kaufmann**

0.0
1 Das ist aber schön! Das ist wirklich schön!
2 Ach das ist ja entzückend! Da sieht man
3 aus der *Wolke*, rechts und links, zwei *Faune*, die sich
4 die Nase entgegenstrecken. Hinten ein Schwanz.
5 Aber was ist das da unten?
6 Wollen sagen, das sei ein *Leuchtturm*.
7 Da steigt der *Erdendunst* auf rechts und links. Das sind
8 die beiden Kobolde der Menschlichkeit! Und das oben soll
9 wohl die himmlische *Sonne der Göttlichkeit* darstellen,
1.0 das Rote, das gerade noch knapp in unseren Gesichts-
1 kreis hineinragt?
2 Haben Sie noch mehr von der Sorte?

Durchaus gewohnheitsmäßig beginnt seine Äußerung mit einer Stimmungshausse, die allem anderen vorangeschickt wird. Sie dient zugleich zur Überbrückung einer Phase anfänglichen Sich-Orientierens und Überlegens. Die dann einsetzende Produktion ist rasch und gewandt. Jede Idee, die sich ihm bietet, wird flott mit dem bisher Vorhandenen kombiniert und kleine Stockungen mit rhetorischen Fragen ausgefüllt, alles mit dem Ziel, die einmal gewonnene leicht humoristische Stimmung nicht wieder absinken zu lassen. Trotzdem selbst die Sprachmelodie von einem elastisch-federnden Rhythmus

getragen wird, hat dieser Ausschnitt, wie der ganze Befund, doch etwas sehr Gedrängtes und Knappes, das unmittelbar auf sein Ziel lossteuert.

Noch ein Befund aus dem kaufmännisch-industriellen Gebiet:

Befund 17: **Angeblicher Werbeleiter**

0.0 Augenblick! Ich muß mich erst wieder neu
1 einstellen. (Zur Schreibkraft):
2 Also schreiben Sie: „*Weibliches Becken*". Erledigt!
3 (Zum Versuchsleiter): Im übrigen,
4 irgendwelche Wirkungen auf meine Phantasie, die rein
5 persönlich wären, die würde ich Ihnen natürlich nie sa-
6 gen! Dazu bin ich viel zu vorsichtig, viel zu objektiv.
7 Verstehen Sie
8 ohne weiteres, was ich damit sagen will? Wenn ich schon
9 Phantasie habe, wirkliche Phantasie, dann ist sie doch
1.0 viel zu persönlich, um sie ohne weiteres zu profanieren.
1 *Mit der*
2 *Persönlichkeit* muß man nämlich einen gewissen *Kult*
3 *treiben*, meiner Ansicht nach.
4 (Zur Schreibkraft): Haben Sie das alles schon notiert?
5 Das ist nämlich wunderschön gesagt gewesen.
6 Und doch hat sich Ihnen damit der wahre Benno Maier
7 noch lange nicht geoffenbart.

Dieser Befundausschnitt spricht wieder für sich selbst. Er ist gekennzeichnet durch eine ausgesprochen narzistische Einstellung, zugleich mit einer guten Portion von Anmaßung und Beschränktheit. Er hält sich selbst für kritisch, diplomatisch, vorsichtig und phantasiebegabt. In Wahrheit ist er recht ideenlos. Auch der ganze übrige Befund enthält nur Banalitäten und Primitivdeutungen mit deutlichen Beziehungen zur Triebzone.

Ebenso wie bei diesem Testbild hat er auch sonst während der ganzen Untersuchung fast nichts als Entschuldigungen, daß er „im Augenblick" nichts leisten könne. Einmal ist es der Versuch selbst: „Auf Kommando kann ich nicht produzieren"; dann ist es der Untersuchende: „Auf so eine Kriminalpolizei kann ich mich nicht einlassen." Dann hat er „Kopfweh vor lauter Lachen", dann eine drängende Arbeit anderswo. Von dieser Leistung sagt er zum Schluß noch stolz: „Das möchte ich noch einmal lesen, das ist mein ganz persönliches Produkt".

Man versteht schwer, wie es einem solchen Typus gelingen konnte, die Direktion einer sehr angesehenen alten Firma für sich zu gewinnen, freilich nur mit dem Erfolg, daß er unter Hinterlassung eines beträchtlichen Defizits nach wenigen Monaten aus der Firma wieder ausscheiden mußte. Die Er-

klärung für solche scheinbar unverständlichen Fehldispositionen liegt darin, daß es diesen Typen immer wieder gelingt, sich selbst und andere zu täuschen. Nicht nur im Geschäftsleben wirkt eine gute Selbstüberzeugung zunächst einmal suggestiv.

Für diese methodisch wichtige Tatsache, daß gerade narzistische und paranoide Typen sich auffallend sorglos im Test zu geben pflegen, sei noch ein weiteres Beispiel aufgeführt:

Befund 18: **Aus dem früheren diplomatischen Dienst**

0.0 Hm! Ich kann nur behaupten,
1 daß der moralische Stand des Schöpfers dieser Bilder
2 offenbar nicht besonders gut zu sein scheint!
3
4 Der Herr ist offenbar ein *Chamäleon*, und zwar
5 ein doppeltes Chamäleon. Das eine guckt nach rechts,
6 das andere guckt nach links. Und um die Sache ein-
7 wandfrei zu beleuchten, ist oben gleich der *Umfang des*
8 *Gehirns* angegeben. Groß ist der nicht!
9
1.0 Der Herr fühlt sich offenbar als *Unterseeboot*,
1 in der schwarzen *Flut des moralischen Sumpfes.*
2
3 Nee — so sieht es neben-
4 bei aus wie irgendwelche *unsittlichen Körperteile.*
5 Ich möchte mich aber darauf nicht festlegen.
6 Von mir aus können Sie auch schreiben: *Tripper-*
7 *spritze.* Also schreiben Sie: Tripperspritze
8 in Tätigkeit. Das genügt wohl.

Der Befund stammt aus dem Jahr 1923 von einem Herrn des damaligen diplomatischen Dienstes. Die Einstellung zum Testversuch ist deutlich paranoid. Die Tendenz, sich durchzusetzen, ist so stark entwickelt, daß sie sich fast nur noch in Aggressionen gegen die Außenwelt entspannen kann. Eigenartig wirkt neben der formalen Gewandtheit die Starrheit und offenbare Unfähigkeit, zu fühlen, wie er wirkt, und eben diese unbewußte Selbstgefährdung ist ja oft typisch für den Paranoiden.

Um die Reihe dieser Befunde abzuschließen, möchte ich noch zwei besondere Reaktionen geben, die als Ergänzung und Abrundung des bisherigen dienen können. Zunächst ein Befund aus USA.

Wenn man bedenkt, daß dieser Befund mit seiner Unbefangenheit und Lockerheit von einem Dozenten der Nationalökonomie herrührt und daß er durchaus der Mentalität entspricht, die auch sonst in amerikanischen Testbefunden anzutreffen ist, so muß man wohl sagen, er stammt wirklich aus einer „anderen Welt“:

Befund 19: **Amerikaner, Nationalökonom (35jährig)**

0.0 Oh, das ist wieder eine ganz
1 seltsame Sache.
2
3 Sieht schrecklich aus, so
4 ganz schwarz. Man denkt, daß es wie von Tinte gemacht
5 ist, wie von einem *Kind, das Schmetterlinge malt*, ein
6 größeres Kind, das schon lesen kann.
7
8 Aber wenn man
9 guckt, kann es auch etwas anderes geben.
1.0 Dies hier, das kann man sich auch denken als ein großes
1 *Ding, aus dem die Wolken herauskommen*, große schwarze
2 Wolken.
3 Man kann auch denken —
4 nein, das ist unmöglich. Das kann man nicht.
5
6 Aber hier haben wir nun *zwei Männer, die sich miteinan-*
7 *der unterhalten*, oh, vielleicht über eine ganz interessante
8 Sache.
9 So, und nun fahren wir weiter, wenn wir
2.0 an dem roten Ding da sind.
1 Das ist nun wieder schwer zu sagen. Wie ein Blatt könn-
2 te man meinen, ein sehr *schönes Blatt im Herbst*, das
3 hier außen noch gut ist. Aber in der Mitte ist es schon
4 etwas angefressen.
5 So, und nun glaube ich, daß wir
6 alles richtig beobachtet haben.

Zum Schluß:

noch der Teilbefund eines 37jährigen Akademikers, um dessen Testuntersuchung ich von einem Kollegen gebeten wurde. Er ist durch eine Reihe von konfabulatorischen Gedankengängen ausgefüllt, die zwar durch die Testunterlage ausgelöst wurden, aber nur spärliche konkrete Anhaltspunkte darin benützen. Er hat darin Ähnlichkeit mit dem früher wiedergegebenen Befund einer Hysterika. Jedenfalls geht daraus hervor, wie wenig die analytischen

Vorstellungen wirklich verarbeitet worden waren. Die Analyse mußte bald danach abgebrochen werden.

Befund 20: Aus einer Psychoanalyse

0.0
1 Wieder ein Traum.
2 Das unsichtbare „*Es*“ *und die wachsende Persönlichkeit,*
3 wobei die Persönlichkeit unter dem Einfluß dieses „Es“
4 schon geschlossener ist, mit einer Zielstrebigkeit und
5 mit der Fähigkeit, im Traum frei abzureagieren.
6
7 Das Ziel hier unten — der Persönlichkeit
8 schon so eingegliedert, daß es nicht mehr bizarr ist.
9 Und um dieses Ziel ein Raum, der frei ist und durch
1.0 irgendeine Kombination mit dem „Es“ in Verbindung steht.
1
2 Im Traum noch die Tendenz,
3 daß die zwei Tendenzen sich als *Clown* anlachen und an-
4 grinsen hier oben. Aber sie lassen den
5 Raum noch frei für die Persönlichkeit, zu irgendetwas,
6 was mit der Frau, mit dem *Blut der Frau* zu tun hat.

Der Befund zeigt, daß der Test eine sichere Kontrolle für den richtigen oder abwegigen Verlauf eines seelischen Heilungsvorgangs ist.

Anwendungsbereich der Testmethode

Damit sind wir am Ende dieser kleinen Befundsammlung angelangt. Mag man nun Gegner oder Freund von Testmethoden sein, die einleitend aufgestellte These ist wohl dadurch begründet worden: daß selbst aus solchen kurzen Befundausschnitten eine sehr persönliche Atmosphäre spricht. *Die Tatsache, dass jedem die Möglichkeit geboten ist, seiner Libidoeinstellung entsprechend zu reagieren, ist der beste Beweis für die Leistungsfähigkeit des Tests. Diese Reaktionsbreite findet sich bei keiner anderen Testmethode. Um diesen Nachweis zu führen, habe ich bei dieser Demonstration vor allem einfache und übersichtliche Fälle wiedergegeben.*

Im übrigen sei hier nochmals wiederholt: mehr als einen allgemeinen Eindruck können und sollen diese Befundbeispiele nicht vermitteln. Erst die genaue Verarbeitung der formalen und inhaltlichen Einzelfaktoren, der Vergleich mit den statistischen Unterlagen einer ganzen Testbildserie und den zugehörigen Kontrollserien berechtigt wissenschaftlich zu einem gültigen Urteil über das Gesamtbild und seine individuellen Einzelzüge.

Wo liegt nun die Indikationsstellung dieser Testmethode in der ärztlichen Praxis? Ganz allgemein: überall da, wo es gilt, einen möglichst genauen und objektiven Einblick in die psychische Innenwelt einer Persönlichkeit zu erhalten. Das ist zunächst bei allen psychotherapeutischen und psychiatrischen Fragestellungen der Fall, in weiterem Umfang aber bei jedem Krankheitsbild, bei dem der organmedizinische Befund keine befriedigende Aufklärung liefert und mangels genauerer Anhaltspunkte „Nervosität", „vegetative Dysfunktion", „Neurasthenie" u. dgl. diagnostiziert wird.

Erfahrungsgemäß stehen ja hinter diesen vagen Allgemeindiagnosen akute oder chronische Lebenskonflikte, zu deren Erfassung dem Organmediziner in der Regel Zeit und Untersuchungstechnik fehlen. Immerhin mag es nachdenklich stimmen, wenn ein so erfahrener Tuberkulose-Arzt wie der alte Dettweiler den Satz geprägt hat: „Ich habe in meinem Leben viele Tuberkulöse an ihrem Charakter, aber wenige nur an ihrer Tuberkulose sterben sehen." *Es gibt keine Methode, die für die Zwecke des Organmediziners so rasch einen zuverlässigen Einblick in die Persönlichkeitsstruktur vermittelt, wie die Symboltestmethode, und die darüber hinaus alle notwendigen Ansatzpunkte für die Einleitung einer psychotherapeutischen Behandlung bietet.*

Selbstverständlich wäre es ein grober Kunstfehler, die Aufschlüsse, die man durch den Test erhält, dem Patienten unmittelbar weiterzugeben. Der Test ist vielmehr wie ein Röntgenbild, auf Grund dessen man den Behandlungsplan entwirft, ohne dem Patienten mehr von den Einzelheiten der Aufnahme zu erklären, als für ihn im Augenblick notwendig und zuträglich ist. Der Testbefund ist daher nur in der Hand des erfahrenen Therapeuten ein wohltätiges Werkzeug.

Auch in anderer Hinsicht liegt ein Vergleich mit dem Röntgenverfahren nahe: hier wie da erhält man bei vorausgehender sorgfältiger Anamnese und Befundaufnahme Ergebnisse, die sich mit dem decken, was man erwartet hat. Trotzdem wird niemand eine solche Bestätigung als wertlos ansehen. Denn oft genug erhält man nicht das, was man erwartet hat oder nicht so, wie man es erwartete, und durchaus parallel zur Röntgenmethode sind auch bei dieser psychomedizinischen Diagnostik Überraschungen wie in dem geschilderten Falle der Hysterika keineswegs Seltenheiten.

Im einzelnen geben die Befunde voll ausgebildeter psychotischer Krankheitsbilder dem Psychiater in der Regel nicht allzuviel Neues. Sie enthalten aber doch das Krankheitsbild in einer konzentrierten Form und dienen zur Kontrolle und Vervollständigung der Diagnose.

Anders ist es bei neurotischen und ähnlichen Zustandsbildern des psychopathologischen Grenzbereichs. Hier kann die Richtung, die

der Test diagnostisch aufzeigt, für die Praxis geradezu entscheidend sein. Störungen wie Dämmerzustände, Anfälle, wahnhafte Fixierungen, Affektausbrüche, Rapportverminderungen oder depressive Verstimmungen, kurz die ganze Symptomatik, die im Einzelfall zur ärztlichen Behandlung führt, sind nur deutbar, wenn ihre Stellung in der Gesamtstruktur der erkrankten Persönlichkeit bekannt ist. Gerade für diesen Einblick liefert der Test wertvollste Aufklärung.

Wichtige diagnostische Hinweise ergeben sich speziell bei jugendlichen Neurosen. Man kann gelegentlich bei drei- und vierjährigen Kindern schon Befunde beobachten, die in keinem Symptomwert einer Erwachsenen-Neurose nachstehen. Eine solche Feststellung ist psychotherapeutisch um so mehr von Bedeutung, als die Neurosen im Kindesalter häufig als „Unarten", Faulheit, Trotz, Eigensinn usw. verkannt und diagnostisch nicht erfaßt werden. Eigenartig ist dabei, daß die Eltern meist den seelischen Tatbestand weit schwerer anzuerkennen geneigt sind, als die Anormalität einer Atemkurve, deren objektive Vergleichbarkeit mit solchen von gesunden Kindern gleichen Alters sie vielfach erst von der Notwendigkeit einer Therapie überzeugt. Die Prognose ist natürlich um so günstiger, je früher die Sanierung einsetzt. Ich habe wiederholt Fälle erlebt, in denen es durch den Test gelungen ist, den Beginn einer Neurose frühzeitig, fast in statu nascendi abzufangen und durch richtige Einstellung der Erzieher in verhältnismäßig kurzer Zeit, z. T. schon in wenigen Wochen eine Änderung der Gesamtsituation und ein Verschwinden der Symptome zu erzielen.

Wissenschaftlich von besonderem Interesse ist die Früherfassung von schizoiden Erkrankungen. Steigerungen der Assoziationsgeschwindigkeit, unverhältnismäßige Zunahme der Deutungsanzahl, Sprunghaftigkeit des Vorgehens und oszillierende Ambivalenzen des Symbolinhalts sind darauf verdächtig, daß eine Überreizung vorliegt, die der Ausgangspunkt zu einer schizoiden Entwicklung werden kann. Daß solche Veränderungen in dem ausgewogenen und ausgemessenen Assoziationsfeld eines Testbilds früher und prägnanter zur Beobachtung kommen als im äußeren Verhalten, ist nicht verwunderlich.

Je länger und sorgfältiger man mit solchen exakten Methoden im „normalen" Bereich arbeitet, um so mehr gewinnt man den Eindruck, daß neurotische, schizoide und psychopathische Zustände latent viel häufiger sind, als man annehmen sollte, und daß nur ein geringer Teil in ärztliche Behandlung kommt. Vielfach handelt es sich dabei nur um Phasen oder Krisen, die symptomlos überstanden werden oder später in ihren Resten als charakterliche Eigentümlichkeiten, Bösartigkeit, Querköpfigkeit, Schrullenhaftigkeit, Geldgier usw. bestehen bleiben.

Aus diesen praktischen Erfahrungen heraus drängt sich auch hier wieder der Gedanke auf, daß der *Vergleich eines solchen Testverfahrens mit dem methodischen Fortschritt durch die Röntgentechnik mehr ist, als ein zufälliges Gleichnis. Auch auf organmedizinischem Gebiet sind eine Reihe von „harmlosen" Leiden mit fortschreitender Untersuchungstechnik als Frühstadien ernsterer Erkrankungen erkannt und dadurch erst einer wirksamen Prophylaxe und Sanierung zugänglich geworden.* Genau so wie man heute nicht mehr bestreiten wird, daß es ohne Röntgenverfahren keine wirksame Tuberkulosebekämpfung geben kann, so wird man zweifellos in späteren Jahren den Satz aussprechen müssen: „*Ohne entsprechende Testmethode keine wirksame Bekämpfung der Neurose und Schizophrenie.*"

Daß eine solche Methode aus den verschiedensten Überlegungen heraus als wünschenswert, ja als unbedingt notwendig erscheint, brauche ich nicht näher zu begründen. Nicht umsonst hat der letzte Kongreß für Neurologie und Psychiatrie in München diese Notwendigkeit nachdrücklichst unterstrichen und ein Tagesprogramm dem „Experiment in Psychotherapie und Berufsberatung" gewidmet. Denn fast alles, was man bis heute als psychiatrische Untersuchung bezeichnet, ist ja keine psychische Diagnostik im eigentlichen Sinn. Selbst der überzeugteste Vertreter der psychiatrischen oder gerichtsärztlichen Untersuchungstechnik wird nicht leugnen wollen, daß weder Reflexprüfungen von Patellar- und Pupillenreflexen, noch die schematischen Untersuchungen von „Intelligenz" und „Schulwissen" als seelische Bestandsaufnahme gelten können.

Alles übrige der Untersuchung, der sog. „psychische Befund", beruht aber in allen wesentlichen Teilen auf dem Eindruck, den der Untersucher in seiner persönlichen Unterhaltung mit dem Untersuchten gewonnen hat. Wenn diese Methode auch in typischen Fällen, bei ausgeprägten geistigen Erkrankungen eine einwandfreie Diagnose in kurzer Zeit erlaubt, so können doch andererseits hysterische, neurotische, psychopathische oder schizoide Mechanismen so fließend ineinander übergehen, daß es einer ungemein subtilen Beobachtung bedarf, um die Diagnose sicherzustellen. In der Regel ist dies nur durch eine längerdauernde Beobachtung und einen entsprechenden persönlichen Einsatz des Untersuchers möglich, — ein Aufwand an Mühe, Zeit und Kosten, der kaum mehr gerechtfertigt erscheint, wenn sich das gleiche Resultat durch eine kurzdauernde Testuntersuchung erzielen läßt. *Wie die praktische Erfahrung gelehrt hat, kann schon eine einstündige Testaufnahme genügen, um diagnostische Zusammenhänge mit einer Vollständigkeit und Sicherheit aufzuklären, wie dies sonst nur durch eine 4—6wöchige Beobachtung erreicht werden kann.*

Fassen wir das **Ergebnis einer nun bald 20jährigen Entwicklung** und Erfahrung mit psychomedizinischen Testmethoden zusammen: nirgends, in keiner Methode der Experimentalpsychologie, keiner Intelligenzprüfung psychiatrischer Schulen oder einer anderen Untersuchungstechnik war soviel echt Psychisches als Material zu erwarten, wie es die Testmethode HERMANN RORSCHACHS mit ihren einfachen Klecksen als Ansatzpunkt enthielt. Diese Erkenntnis war Grund genug, Weiterführung und Ausbau seiner Arbeit sich zum Ziel zu setzen. Von Anfang an durfte dabei nicht vergessen werden, daß sein Test nur einen ersten Schritt auf dem Weg zur Schaffung einer umfassenderen Testmethodik darstellte. *Es war aber durchaus nicht einzusehen, weshalb bei einer psychischen Befundaufnahme nicht ein ähnlicher Sicherheitsgrad erreichbar sein sollte, wie bei irgendeiner organmedizinischen Untersuchungsmethode.*

Freilich war es dazu notwendig, die Methode von vornherein in ihren Grundlagen so breit anzulegen, daß ihre Tragfähigkeit allen an sie zu stellenden Aufgaben gewachsen war. Gehört doch dazu neben der psychischen Behandlung und Prophylaxe im engeren Sinn eine ganze Reihe von Fragestellungen des täglichen Lebens, wie zum Beispiel Erziehungs- und Berufsberatung, Nachwuchsförderung und richtiger Personaleinsatz, Beurteilung von Kriminellen wie von Zeugenaussagen — kurz alles, was in weitestem Umfang ein eingehendes und zuverlässiges Erfassen der menschlichen Psyche voraussetzt.

Auf allen diesen Gebieten hat die Methode in den vergangenen Jahren unter zum Teil schwierigsten Bedingungen ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis gestellt, so bei Schuluntersuchungen an höheren Lehranstalten für das Württ. Kultministerium, bei Kriminalistenprüfungen für das Württ. Polizeipräsidium, bei scharf kontrollierter Personal- und Lehrlingsauslese für Industriewerke, wie bei sorgfältig durchgeführten Einzeluntersuchungen und -behandlungen in Erziehungs- und Berufsberatung. Erst durch diese umfassenden Bestandsaufnahmen aus dem Normalbereich, wie sie keine andere tiefenpsychologische Arbeitsrichtung bisher durchgeführt hat, konnten für das Pathologische Maßstäbe gefunden werden, die wissenschaftlich haltbar waren.

Für diese Vereinigung von bisher abgetrennten Arbeits- und Forschungsgebieten, ohne deren Zusammenfassung kein fruchtbares Ergebnis erzielt werden konnte, wurde der neue Begriff: *Psychomedizin* geprägt. Im Rückblick ist nicht zu leugnen, daß der Weg dieses Aufbaus oft genug mühsam, hart und reich an Widerständen war. Er hat aber doch um ein gutes Stück dem erwünschten Ziele nähergebracht: einer tieferen Erkenntnis von der Eigenart menschlichen Innenlebens.

FELIX SCHOTTLAENDER:

DIE MUTTER-KIND-BEZIEHUNG IN IHRER BEDEUTUNG FÜR DIE NEUROSENENTSTEHUNG [1])

I. Konstitution und Umwelt

Eine Ätiologie der Neurose geben zu wollen, noch dazu in Form eines kurzen Referats, wäre eine Vermessenheit, deren ich mich nicht schuldig machen will. Es handelt sich mir heute Abend vielmehr darum, eine bestimmte Betrachtung für die Erscheinung der Neurose zu wählen, die sich mir aus praktischer Erfahrung heraus als fruchtbar erwiesen hat, ohne daß mit diesem Weg der Betrachtung der Anspruch verbunden sein soll, Ihnen eine Art von Ei des Kolumbus vorzuführen und damit ein heiß umkämpftes Problem der Forschung in irgendeiner Weise lösen zu wollen.

Jede Anschauung des Neurosenproblems, die den Umweltfaktor in den Vordergrund stellt, ist notwendig einseitig. Und ich möchte Ihnen vorschlagen, wenigstens für den heutigen Abend diese Einseitigkeit einmal ganz bewußt anzunehmen, allerdings in der stillen Überzeugung, daß es sich um Einseitigkeit handelt.

Wer wollte leugnen, daß konstitutionelle Faktoren für die Entwicklung eines neurotischen Individuums eine maßgebliche Rolle spielen. Die bescheidenste Einsicht in die Aszendenz unserer Neurotiker gibt uns Aufschlüsse darüber, daß ein neurotischer Mensch mindestens einen Elternteil hat, der ebenfalls mehr oder minder schwer an neurotischen Lebensstörungen leidet; und wenn man die weitere Familie, die Sippe also, des Patienten genauer untersucht, so finden sich nach allen Richtungen Anhaltspunkte, die die Bedeutung des Erbfaktors ins Licht stellen. Ich möchte also keineswegs den Standpunkt vertreten, als hätten wir es bei der Neurose mit einem Phänomen zu tun, das ausschließlich aus Umwelteinwirkungen zu erklären wäre und nicht einen wichtigen Beitrag von der Erbseite her erhielte.

Lassen Sie uns einen sehr naheliegenden Vergleich mit einer somatischen Erkrankung ziehen, etwa mit der Tuberkulose. Wer wollte leugnen, daß tuberkulöse Disposition und tuberkulöser Habitus auf Erblichkeit beruhen, daß also unter dem Druck dieser Erbkonstante manche Menschen unvergleichlich leichter an tuberkulösen Schädigungen erkranken als andere, die ein glücklicheres Erbgut in sich tragen. Aber im selben Atemzuge, in welchem wir dies feststellen, müssen wir auch zugeben, wie wichtig für ein tuberkulös disponiertes Kind die Umwelt sein wird, in der es aufwächst. Die Umwelt kann dazu beitragen, die aus dem Erbgut stammende Schädigung zu kompensieren,

[1]) Vortrag, gehalten in der Ortsgruppe Stuttgart des D. Instituts für Psychol. Forschung u. Psychotherapie am 17. Dezember 1937.

die Widerstandsfähigkeit gegen den Erwerb einer Infektion zu stärken und damit bei günstigen Verhältnissen den Erbfaktor für ein ganzes Leben latent zu erhalten, sie kann aber ebensogut auch ungünstig sein und das Individuum einem Schicksal zuführen, das nicht hätte einzutreten brauchen, wenn die Umwelt günstiger gewesen wäre.

Ich glaube, es ist uns erlaubt, diesen Vergleich ohne die Gefahr ernsterer Irrtümer auf die Neurose anzuwenden und damit zunächst festzustellen, daß ein neurotisch disponiertes Individuum in weitaus den meisten Fällen nicht notwendig an einer neurotischen Störung zu erkranken braucht, daß die Gefahr der Erkrankung aber um so bedrohlicher wird, je unglücklichere Umweltsbedingungen dieses Individuum von Geburt an in seinem Milieu, im allgemeinen also in seiner Familie, vorfindet. Unter diesen Voraussetzungen wollen wir heute die Rolle der Mutter betrachten, wie sie sich in der Beziehung zum Kinde auswirkt und damit eine, wie mir scheint, sehr wesentliche Seite des Neurosenproblems ätiologisch in Angriff nehmen.

Eine Vorbemerkung möchte ich jedoch noch hinzufügen. Es ist nicht gleichgültig für die Behandlung einer Neurose, ob sich der Behandelnde mehr auf die Seite der konstitutionellen oder mehr auf die Seite der Milieufaktoren stellt. In je stärkerem Maße Sie die Konstitution verantwortlich machen, desto pessimistischer werden Sie in Ihrer Prognose werden. An vorhandenem Erbgut, an vorhandenen Dispositionen können Sie ja von vornherein nichts ändern. Je mehr Sie das Milieu verantwortlich machen, desto optimistischer werden Sie in Ihren Behandlungen sein, in der Hoffnung, erworbene Schädigungen ausgleichen und zurückbilden zu können. Allein schon die Übernahme der Behandlung einer Neurose ist ein Stück Optimismus und schließt mehr oder minder bewußt die Hoffnung ein, daß es dem durch diese Behandlung geschaffenen besonders strukturierten Milieu gelingen wird, Schädigungen aufzuheben, zum mindesten zu mildern. Daher wird, da eine erhebliche Portion Optimismus zu jeder Neurosenbehandlung dazugehört, notgedrungen die Überzeugung im Vordergrund stehen müssen, daß das Milieu mindestens in bedeutsamer Weise zu der Entwicklung einer Neurose beiträgt.

II. Was ist eigentlich eine Neurose?

So gut wir die Möglichkeit haben, differentialdiagnostisch zu arbeiten und uns damit zu beschäftigen, nach der Art der klinischen Symptome bestimmte Gruppierungen der neurotischen Erscheinungen vorzunehmen: Hysterien, Zwangsneurosen, Phobieen, Charakterneurosen zu unterscheiden, so können wir auch einmal den umgekehrten Weg beschreiten und uns darüber klar werden, welche gemeinsame Züge alle neurotischen Erscheinungen miteinander verbinden. Ich glaube, daß diese Betrachtungsweise einigen Nutzen

für die Beantwortung der nicht ganz leichten Frage haben wird, was eigentlich eine Neurose ist. Hier ergeben sich fundamentale Unterschiede gegenüber der Einstellung zur somatischen Erkrankung. Wir wissen, in vielen Fällen auch ätiologisch, sehr genau, was eine Körperkrankheit vom Zustand der Gesundheit, auch was die eine Krankheit von der andern unterscheidet. Dagegen wird es uns keineswegs ebenso leicht fallen, die neurotischen Erscheinungen in dieser Schärfe vom Zustand seelischer Gesundheit und untereinander zu scheiden. Schon diese Tatsache beweist, daß die Frage nach einer einigermaßen klaren Definition der Neurose kein müßiger Streit um Worte ist.

Lassen Sie uns einige Züge herausgreifen, die mir für jede Neurose charakteristisch zu sein scheinen und daher darauf Anspruch haben, von einer Definition zentral gewürdigt zu werden.

1. Als allererstes Kennzeichen der Neurose fällt uns ein erhöhtes Leiden am Leben auf. Der Neurotiker ist ein Mensch, dessen Freudefähigkeit, gemessen am sog. normalen Individuum, herabgesetzt ist, ein Mensch also, von dem man sagen könnte, daß er mit einer gewissen Vorliebe bei den dunklen Seiten des Weltaspekts verharrt und sich nicht ohne weiteres dazu bringen läßt, die Dinge von einer rosigeren und helleren Perspektive aus zu betrachten. Im Gegenteil wirkt der Optimismus und die Lebensbejahung glücklicherer Menschen, die Aufforderung, das Gute, was die Welt bietet, zu genießen, auf ihn meist entgegengesetzt: er vergräbt sich diesem Optimismus gegenüber durchweg noch tiefer in seine leidvolle Weltansicht, die ihn unfähig macht, das Leben zu bejahen und sich den Gedanken an die Zukunft, insbesondere aber der Einordnung in die Gegenwart, in optimistischem Sinne hinzugeben.

2. Prüft man diese erhöhte Leidbereitschaft, die dunkle Weltansicht des Neurotikers näher, so entdeckt man unschwer zwei weitere Züge, die, soviel ich sehe, bei keiner neurotischen Erkrankung vermißt werden: Minderwertigkeitsgefühl und Ichhaftigkeit. Betrachten wir zunächst das bezeichnende Generalsymptom des Minderwertigkeitsgefühls, das allerdings eng mit dem Symptom der Ichhaftigkeit zusammenhängt.

Es ist schwer zu sagen, in welchem kausalen Verhältnis das erhöhte Leiden am Leben und das Minderwertigkeitsgefühl des Neurotikers stehen. Man kann geradezu von einem Circulus vitiosus reden: durch sein Leiden am Leben, den schwermütigen Aspekt gegenüber Menschen und Dingen, entsteht das Minderwertigkeitsgefühl, die Überzeugung, daß er, der Patient, den Anforderungen des Daseins nicht gewachsen sei, daß die „Andern", von denen ständig die Rede ist, es besser verstehen, zu leben, zu arbeiten und glücklich zu sein. Genau so gut kann man aber auch umgekehrt sagen: weil er, der Patient,

sich den Andern nicht gewachsen fühlt, sich selbst als minderwertig empfindet, leidet er so sehr am Leben, fühlt er sich so besonders unglücklich. Wir wollen es hier noch unentschieden lassen, wie wir das Kausalverhältnis anzusetzen haben, vielmehr beide Erscheinungen, erhöhte Leidbereitschaft und Minderwertigkeitsgefühl, in ihrem engen Zusammenhang sehen.

3. Das dritte Generalsymptom, das in jeder Neurose wiederkehrt: ist die Ichhaftigkeit. Suchen wir nach einem Ausdruck, der den entgegengesetzten seelischen Zustand bezeichnet, so wird uns der Begriff Naivität vielleicht am besten dienen. Jede schöpferische und gesunde Lebenseinstellung ist in hohem Maße dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht nach dem Wert dieser schöpferischen Leistung fragt: die Leistung ist da, sie wird als notwendiger Prozeß ohne wesentliche Selbstkritik erlebt und zur Welt gebracht und selbstverständlich auch als eine für die Mitwelt erfreuliche Tatsache empfunden. Ein gesundes Kind ist naiv. Es macht eine Zeichnung und schenkt sie der Mutter, ohne einen Augenblick darüber nachzudenken, ob diese Zeichnung gut genug ist, die Mutter zu erfreuen, noch viel weniger, ob das Geschenk überhaupt willkommen ist. Das neurotische Kind wird gewöhnlich schon vor Beginn der Arbeit Betrachtungen darüber anstellen, ob es diese Arbeit zu glücklichem Gelingen bringen kann, und ob die Qualität der Arbeit hinreichen wird, Freude hervorzurufen. Mit den Erwachsenen ist es nicht viel anders. Wer seine Arbeit im Leben in der unerschütterten und nie kritisierten Voraussetzung tut, daß diese Arbeit gut und wertvoll ist, wird sich zwar gelegentlich in dieser naiven Haltung über sein Produkt täuschen können, aber er wird daraus keine ernsteren Zweifel für seine zukünftige Haltung ableiten. Er wird an den Genüssen, den niederen und den höheren, die das Dasein zu bieten hat, naiv teilnehmen, sich auch niemals fragen, ob er als dieser Mensch, der er ist, das Recht dazu hat, sich der erfreulichen Seite des Daseins zu erfreuen. Der Neurotiker ist demgegenüber der Mensch, der spezifisch unnaiv eingestellt ist: „von des Gedankens Blässe angekränkelt", fragt er sich bei jedem Schritt, den er tut, ob er fähig ist, den an ihn gestellten Anforderungen zu genügen, ob er berechtigt ist, die sich ihm bietenden Genüsse des Daseins zu genießen. Er reflektiert ununterbrochen auf sein Ich. Ein Buch über die Neurose könnte, von dieser Perspektive aus betrachtet, sehr gut den Titel tragen: „Und ich?", die Frage, die nach allen Richtungen ventiliert wird, wenn eine Behandlung eröffnet ist. Es ist nicht schwer, einem neurotischen Menschen nachzuweisen, daß sein von ihm selbst als so minderwertig empfundenes Ich eine außerordentlich große und unerfreuliche Rolle in seinem Leben spielt: daß also dieses angeblich so kümmerliche, wertlose und unerfreuliche Ich eine Einschätzung bei ihm selbst genießt, die in gar keinem Verhältnis zu der angeblichen Minderwertigkeit dieses Ichs steht. Es ist also unschwer, die stets vor-

handene Polarität zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Ichhaftigkeit aufzufinden. Mag ein neurotischer Mensch sein so wertloses Ich dauernd vor andern kritisieren, schon seine große Empfindlichkeit gegenüber Kritik von außen beweist schlagend, wie hoch er dieses Ich einschätzt. Mag umgekehrt ein Mensch noch so sehr mit seinen Ichvorzügen prahlen, es bedarf keiner großen Kunst, ihm zu zeigen, welch tiefe Minderwertigkeitsgefühle ihn dazu veranlassen, seine Vorzüge anzupreisen.

Schwieriger wird die Sache schon, wenn wir uns fragen, woher denn eigentlich dieses verhängnisvolle Verhältnis zwischen Ichhaftigkeit und Minderwertigkeitsgefühl stammt, auf welche Ursache es zurückzuführen ist.

Eines ist sicher, durch sein unnaives Verhalten verdirbt sich der neurotische Mensch einen großen Teil der Erfolgschancen und Glücksmöglichkeiten, die der Naive im Leben hat. Seine Ichhaftigkeit wird immer von der Umgebung gespürt, als unangenehm empfunden, von den Duldsamen mit einigen Seufzern ertragen, von den Unduldsamen verurteilt und angeprangert werden. Wissen wir nicht selbst genau, welche Geduld notwendig ist, einem solchen Ichmenschen — und das ist jeder Neurotiker ausnahmslos — diese Einstellung zum Leben nachzusehen? Ich meine, wir können das nur, wenn wir uns darüber klar geworden sind, wie diese Grundstruktur des neurotischen Menschen entstanden ist, welche spezifischen Schwierigkeiten ihm auf seinem Wege begegneten, die ihn veranlaßten, aus seiner Naivität herauszufallen und unter den Druck der Ichsuggestion zu geraten. Sicher wissen wir eines, daß es nicht zu den Zeichen einer kraftvollen Persönlichkeit gehört, wenn diese Persönlichkeit beständig negativ oder positiv mit ihrem Ich befaßt ist. Im Gegenteil: Ichhaftigkeit ist nicht Zeichen von Stärke, sondern von Schwäche und Not, und ich meine, daß gerade diese Not und die damit verbundene erhöhte Leidensbereitschaft des Neurotikers es ist, die uns einen Fingerzeig zum Verständnis und damit auch einen Weg zur Lösung dieser Hauptschwierigkeit gibt.

4. Woher wäre anders als aus einer unbewußten Not, aus einem Mangel jener sattsam bekannte A n s p r u c h der Neurotiker zu erklären, der die für die Umwelt unerfreulichste Seite des neurotischen Leidens darstellt, daher auch am meisten in die Augen fällt. Der Widerspruch zwischen den Ansprüchen des Neurotikers und der Kritik seiner eigenen angeblich doch so minderwertigen Person fällt jedem in die Augen, in dessen Umgebung neurotische Menschen leben, den Angehörigen, Fremden, Arbeitskameraden, Vorgesetzten, Untergebenen ebensowohl wie späterhin dem behandelnden Arzt. Wieviel unerfüllte Wünsche und meist unerfüllbare Wünsche plagen den neurotischen Menschen, und wie leicht ist es, diese auf die verschiedensten Dinge und Menschen gehenden Ansprüche zurückzuführen auf den einen Generalnenner, den A n s p r u c h a u f L i e b e. So läßt sich letzten Endes jeder neu-

rotische Anspruch nicht besonders schwer auf den Anspruch auf das Geliebtwerden zurückführen, wobei es zunächst sein Bewenden hat. Erst in tieferer Erkenntnis gelingt es dem Patienten, verstehen zu lernen, daß der Anspruch auf das Geliebtwerden immer noch nicht der letzte Anspruch ist, daß es sich vielmehr eigentlich und im tiefsten um den Wunsch handelt, selber lieben zu können, und gerade dies fällt dem neurotischen Menschen am schwersten. Man kann geradezu sagen, der Anspruch ist der Feind der Liebe, und es bedarf eines erheblichen Maßes von Geduld und Erkenntniswillen, bis der Patient einsieht, daß gerade sein eigener allezeit laut und im Geheimen geäußerter Anspruch auf Liebe es ist, der ihn selbst am Lieben verhindert. So peinlich dieser Anspruch für die Umgebung und mitunter auch auf den Behandelnden sich auswirken mag, so dürfen wir doch niemals aus dem Auge verlieren, daß dieser Anspruch aus einer realen Entbehrung stammt, auch wenn die Situation der Gegenwart in keiner Weise dazu angetan ist, von einer solchen realen Entbehrung zu reden. Was für das Leben der Erwachsenen untereinander gilt, daß Liebe niemals beansprucht, erpreßt und erzwungen werden kann, daß also ein Liebesanspruch neurotischer Art gerade durch seine eigene Existenz seiner Erfüllung im Wege steht, muß das unbedingt auch für das Leben des Kindes zutreffen? Hat nicht ein Kind, das hilflos in die Welt geboren wird und ohne Pflege, Wartung, Sorgfalt verloren wäre, einen sehr realen, biologisch begründeten Anspruch auf Liebe, den es zu erfüllen gilt, wenn dieses Kind späterhin, als Erwachsener, einigermaßen gesättigt in den Lebenskampf eintreten soll?

5. Damit sind wir zu dem letzten niemals fehlenden Zug im Leben des neurotischen Menschen gelangt, den es vornehmlich zu berücksichtigen gilt, wenn wir die Erscheinung der Neurose in ihrer Gesamtheit verstehen lernen wollen: es handelt sich um die Schwierigkeiten im Liebesleben, die verkümmerte und mangelhafte Einstellung zum Du, die wiederum aufs Innigste mit der erhöhten Ichhaftigkeit zusammenhängt. Zu einer rechten Liebe gehört mehr als zu irgendeiner anderen „Leistung" im Leben ein Stück Naivität; die Überzeugung, daß diese Liebe für den andern Menschen erfreulich und notwendend ist, der Glaube daran, daß der Liebende der geliebten Person willkommen, erwünscht und für sie wichtig ist. Wo die Naivität fehlt, wo beständig auf Wert und Unwert des eigenen Ichs reflektiert wird, wird keine auf die Dauer haltbare Beziehung zu einem Du zustande kommen, wesentlich wohl deshalb, weil das Ich viel zu große Beträge seelischer Energie anzieht, um noch genügend Überschuß für den andern Teil übrig zu lassen. Der Neurotiker kann nicht lieben, das steht fest.

Sie wissen alle, daß die Freudsche Psychoanalyse es gewesen ist, die sowohl wissenschaftlich wie therapeutisch das Liebesleben des Menschen in den Vor-

dergrund gestellt und bei ihren Versuchen, eine Ätiologie der Neurose zu schaffen, die Liebesschwierigkeiten der Neurotiker als causa prima betrachtet hat. In der ersten Periode der psychoanalytischen Forschung war es vornehmlich die Sexualität mit ihren Fehlentwicklungen, die für die Entstehung der Neurose verantwortlich gemacht wurde. Im letzten Jahrzehnt rückte die aggressive Seite des Neurotikers immer mehr ins Blickfeld der Beobachtung und demgemäß auch in den Vordergrund therapeutischer Arbeit. Ich meine aber, daß wir weder die sexuellen noch die aggressiven Auswirkungen der Kinderneurose als die eigentlichen Ursachen der Neurosen überhaupt ansehen dürfen, daß sie vielmehr schon Folgen und sekundär auftretende Erscheinungen sind, Ausfallserscheinungen sozusagen, die beide auf ein und dieselbe Veranlassung zurückgehen: auf eine Störung der Liebesbeziehungen des Kindes zu seiner Umwelt.

Lassen Sie mich konkret sprechen: man entdeckte in der Analyse die autoerotischen Fehlentwicklungen des Kindes: hartnäckig betonte dieser Anschauung gegenüber die vox populi die Vorstellung von der „Reinheit" des kindlichen Daseins. Ich meine, die Lösung dieses Widerspruchs kann nicht darin liegen, daß wir die eine oder die andere Seite glatt verwerfen: den Nachweis autoerotischer Fehlentwicklung beim Kind als eine Entweihung kindlicher Unschuld empört zurückweisen, andererseits die Unschuldsidee als einen törichten Wahn uneingeweihter Laien abtun. Es ist zuzugeben, daß in jedem Fall von Neurose das kindliche Liebesleben gestört ist. Unter neurotischen Kindern, solchen also, die in ihrem Liebesleben wesentliche Hemmungen und Schwierigkeiten erfahren, werden wir daher autoerotische Erscheinungen sehr häufig auftreten, ja im Vordergrund sehen. Je weniger gestört und beschwert das Liebesleben des Kindes aber abläuft, desto geringer ist die Bedeutung des autoerotischen Faktors im Kindesalter, und wir dürfen getrost der vox populi einräumen, daß in einer glücklichen Nestsituation von solchen Fehlentwicklungen keine Rede zu sein braucht. Ich darf die Begründung hierfür gleich hinzufügen. Normalerweise erwacht die Sexualität des Menschen in der Pubertät. Wo infantile Autoerotik und ihre Abkömmlinge eine Rolle spielen, da ist in den Beziehungen des Kindes zu seiner Umwelt etwas nicht in Ordnung, da ist eine Neurose im Entstehen, und alle autoerotischen Spielereien des Kindes dienen in erster Linie der Abwehr dieser Störung seines Liebeslebens. Der Lustgewinn am eigenen Körper ist für das Kind um so wichtiger und notwendiger, je unglücklicher das Kind sich in seinem Milieu fühlt: wir können so geradezu den Satz aufstellen, daß alle infantile Autoerotik T r o s t ist, ein Surrogat für eine gestörte Du-Beziehung im eigenen Nest. Es ergibt sich also eine Ergänzungsreihe, an deren einem Ende die Normalität, ein glückliches Liebesleben des Kindes in der Familie steht — und dann spielt die kindliche

Autoerotik eine untergeordnete Rolle — und an deren anderem Ende eine neurotische Störung steht, die das Kind aus Gründen seiner Liebes- und Lustsehnsucht zwingt, den eigenen Körper da zur Lustquelle zu machen, wo es an Zufuhr von Liebe von außen her fehlt. Die Strafen. die die Erwachsenen in so vielen Fällen gerade für Verfehlungen in dieser Richtung verhängen, erscheinen unter diesem Gesichtspunkt als besonders töricht, aber auch als besonders begreiflich. Jede autoerotische Lustbefriedigung des Kindes, zu der auch Gewohnheiten wie Lutschen, Nägelkauen, Naßmachen neben den eigentlichen onanistischen Befriedigungen gehören, ist Trostsuche im liebesarmen Milieu, ist damit Anklage gegenüber der Liebesarmut der Umgebung, eine Anklage, die wie so viele andere Anklagen der Menschheit von eben dieser Umgebung übelgenommen und mit Strafen statt mit Selbsteinkehr beantwortet wird. Ich glaube, daß diese Anschauung, die allerdings wenig Aussicht hat, populär zu werden, in weiterer Ausbreitung dazu beitragen würde, Kinder richtiger zu behandeln als bisher und damit den entscheidenden Schritt in der Neurosenprophylaxe zu tun. Aber bis dahin hat es wohl noch gute Weile.

Ebenso, wie sich meiner Überzeugung nach die autoerotischen Fehlentwicklungen der Kinder aus Schwierigkeiten im Liebesleben, speziell aus Schwierigkeiten in der Beziehung zur Mutter herleiten lassen, steht es auch mit den Aggressionen, die späterhin in der Analyse eine so wichtige und oft so hintergründige Rolle spielen. Es spricht vieles dafür, daß Aggression keine primäre Erscheinung ist, sondern auf gestaute und unbefriedigte Liebesbedürfnisse zurückgeht. Der Haß, den wir in unseren Behandlungen beobachten, auch der Haß, der gelegentlich in Ausbrüchen des Patienten gegenüber dem Behandelnden sich entlädt, erscheint oft als Kurzschluß, der da eintritt, wo Liebesenergien eines Menschen unter dem Druck früher Eifersucht und Enttäuschung aufgestaut waren und sich nun in der Übertragung entladen. Hat ein Kind bei der Mutter während seiner ganzen Jugend hungern müssen, und ist es von Natur mit starker vitaler Energie ausgestattet, nicht dazu angetan, die aufgestauten Energien nach innen zu wenden, also in Form von Depressionen zu erleben, so entwickeln sich jene aggressiven Charaktere, deren Haß, wie jedes andere auf Liebesausfall beruhende Symptom der Kinderneurose, eine Liebeswerbung mit mißglückten Mitteln darstellt. Wahrscheinlich ist Aggression der unmittelbare Ausdruck eines blinden Anspruchs, ein Rückstand aus der Zeit, als man noch blind war gegen das Du und unfähig, den Partner, von dem man Liebe erwartete, die allmächtige, sich scheinbar willkürlich und bösartig versagende Mutter, in ihrer Bedingtheit als Mensch zu verstehen. Auch hier ein Circulus vitiosus: Haß macht blind und Blindheit schafft Haß. Erst in der Behandlung gelingt es gelegentlich solchen aggressiven Naturen, ihre Energien in einer vernünftigeren und gesteuerteren Form zu erleben,

nachdem sie erfahren haben, daß die gewohnte Gegenreaktion ausblieb. Auch der Aggression gegenüber machen die Erzieher den großen Fehler, daß sie die Ursachen des Symptoms nicht genügend klar zu durchschauen pflegen. Wenn man kindliche Aggressionen nicht auf Bosheit, sondern auf ungestilltes Liebesbedürfnis zurückführen würde, so wäre es leichter, solche Kinder zur Vernunft zu bringen, aus ihrer Blindheit herauszuführen und damit ihre Energien einer glücklicheren Verwendung zuzuleiten. Kluge Erzieher haben instinktiv immer so gehandelt. Ich kann mir nicht versagen, hier auf die glänzende Schilderung hinzuweisen, die mein verehrter Lehrer, der Wiener Pädagog Aichhorn[1]), von der Erziehung besonders aggressiver Kinder in einem Verwahrlostenlager in der Nähe Wiens entworfen hat.

So hätten wir vermutungsweise die Diskussion der Neurosenentstehung dahin geführt, daß alle Grundsymptome der Neurosen letzten Endes auf Störungen in den Liebesbeziehungen des Kindes, vornehmlich zu seiner Mutter, zurückgehen.

Eine Neurose entsteht immer in der Kindheit, darüber kann es keinen Zweifel geben, so sehr die aktuellen Schwierigkeiten des erwachsenen Lebens zur Auslösung neurotischer Symptome beitragen mögen. Aber weder die infantile Autoerotik, noch die mit ihr verbundene Aggression sind ätiologisch ausschlaggebend: sie reihen sich nur als wichtige Faktoren ein in die Grundzüge der neurotischen Struktur des Menschen, die ebenso wie erhöhtes Leiden am Leben, wie Minderwertigkeitsgefühl und Ichhaftigkeit an der Störung des kindlichen Liebeslebens entspringen. Wo es an Liebe fehlt — und Liebe heißt für das Kind zunächst Mutterliebe — steht das Feld für die Neurose offen. Wenn wir die Tuberkulose durch Zufuhr von Sonne bekämpfen, so bekämpfen wir die Neurose durch Zufuhr von Mutterliebe ab ovo — mit dem einen Unterschied, daß uns die Dosierung von Sonnenstrahlen bei der Tuberkulose wesentlich leichter fällt als die Dosierung von Mutterliebe, auf deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein wir so gut wie gar keinen Einfluß auszuüben vermögen. Ich betrachte also, von diesem Standpunkt aus gesehen, die Neurose als eine Mangelkrankheit, als eine Art von seelischer Avitaminose, deren Verhütung nur durch Mutterliebe möglich ist.

Tiefenpsychologie, meine Herren, ist gar keine Lehre von der menschlichen Seele. Wo sie sich als solche hinstellen sollte, übernimmt sie sich, und wir haben das Recht, uns dieser Prätention entgegenzustellen. Solange ein Problem wie das der Begabung noch völlig unerforscht ist, solange wir noch nicht wissen, wie Lionardo da Vinci zu seiner Phantasie der Mona Lisa und Beethoven zu

---

[1]) A. Aichhorn: Verwahrloste Jugend. Wien 1925.

seiner Neunten Symphonie gekommen ist, dürfen wir überhaupt nicht wagen, davon zu reden, daß uns das menschliche Seelenleben in einem anderen Sinne bekannt wäre, als Kolumbus den Kontinent von Nordamerika und Südamerika „kannte". Tiefenpsychologie ist in ihrer jetzigen Form eine ziemlich unvollständige Traumatologie des Kindesalters: eine Lehre von den typischen Konflikten und Verwicklungen, die Kinder unserer Kultur in liebesarmer Umwelt erleiden: von den Personen, an die sie auf Grund der Störungen ihres Liebeslebens gebunden sind, von den Erscheinungen, die als Antwort, als Reaktion auf eine liebesarme Umwelt eintreten, als da sind extreme Introversion (Abwendung von der Außenwelt), extreme Extraversion (Flucht vor dem eigenen Ich), Minderwertigkeitsgefühl, Ichhaftigkeit, Anspruch, erhöhtes Leiden am Leben, verdrängte Aggression und das Heer aller autoerotischen Fehlentwicklungen, die wir dann später in verhüllter Form als neurotische Symptome wiedersehen. Aber auch die von der Analyse als entscheidend hervorgehobenen sogenannten seelischen Instanzen: Es, Ich und Über-Ich sind nicht unter eigentlich „tiefen-psychologischem" Aspekt aufgestellt, sondern unter traumatologischem. Ein Kind wird von der kritischen Instanz seines Inneren, dem Über-Ich, um so weniger geplagt sein, je naiver und liebeserfüllter es in seiner Umwelt lebt. Es wird von seinem Ich um so weniger bemerken, je weniger dieses Ich von seiner Umwelt negiert, beschnitten und mit Aggressionen bedacht worden ist. Und was das Es betrifft, das große Unbewußte, aus dem die schrecklichsten Taten und die herrlichsten Leistungen der Menschheit gleichermaßen hervorgehen, so steht es uns frei, uns darüber unsere eigenen Gedanken zu machen, solange die psychologische Wissenschaft noch nicht über die ungefähre Kontur eines unerforschten Kontinents hinausgekommen ist. Wir können das Unbewußte je nach unserem Optimismus und Pessimismus mit Gott und dem Teufel identifizieren, doch sagt uns vielleicht eine Ahnung, daß das Teufelhafte des Unbewußten mehr mit unserem Ich, das Göttliche mehr mit dem zu tun hat, was nicht auf unsere eigene kleine Rechnung geht.

III. Mutter und Kind

Fall 1. Ich kann nichts Besseres tun, als nach dieser Vorbetrachtung einige Erfahrungen an Kranken mit Ihnen durchzusprechen, einige Fälle herauszugreifen und sie unter dem Gesichtspunkt der Beziehung von Mutter und Kind zu betrachten.

Eine Frau kommt in die Sprechstunde und klagt über eine lästige Bindung, die ihr kleiner Sohn, ein Junge von 6 Jahren, ihr gegenüber entwickelt hat. Es handelt sich um einen körperlich gesunden, anziehenden und intelligenten Knaben, der nach allen Seiten hin sein Leben meistert mit der einen Aus-

nahme, daß er die Mutter unter keinen Umständen aus den Augen lassen will und in Verzweiflung gerät, wenn sie einmal allein ausgehen oder verreisen möchte. Eine Pflegerin steht zur Verfügung, wird aber vom Kind nicht als Ersatz für die Mutter angenommen. Auf eine Frage über die ersten 6 Jahre dieses Kindes und nach der Entstehung der Schwierigkeit, berichtet die Mutter nicht etwa über die Entwicklung des Kindes, sondern erzählt folgende Geschichte: Sie selbst hing und hängt noch heute sehr an ihrem Vater, der in ihrem ganzen Leben die ausschlaggebende Persönlichkeit gewesen ist. Der Ehemann erscheint ihr unter ihrem Niveau und wird stark kritisiert. Als sie schwanger wurde, war ihr einziger Gedanke, daß sie einen Sohn haben und daß dieser Sohn, insbesondere auch äußerlich, so werden möge wie ihr Vater. Als der Sohn geboren wurde, mußte sie schon bei der ersten Begegnung unmittelbar nach der Geburt zu ihrem Schrecken feststellen, daß der Bub nicht etwa ganz *ihr* Vater war, wie sie gehofft, sondern ganz *sein* Vater, wovor sie sich immer gefürchtet hatte. Diese Enttäuschung hat die Frau, wie sie selbst zugibt, niemals überwinden können. Auch heute noch empfindet sie, wenn das Kind nur zur Türe hereinkommt, mit einem leisen Schrecken, wie sehr es seinem Vater und dessen Familie gleicht. Die Antwort des Kindes auf diese Einstellung der Mutter ist eine unerwünscht starke Bindung.

Was können wir daraus lernen? Nun, ich meine, daß diese Bindung nichts anderes ist als Werbung, Ausdruck eines spezifischen, echt neurotischen Anspruchs, nach außen hin unersättliches Begehren nach Gegenwart der Mutter, nach innen, also im Unbewußten, ein ununterbrochener Versuch des Kindes, ein unbekanntes Liebeshindernis, eine Störung in der Beziehung zwischen Mutter und Kind, zu überwinden. Mit ungeschickten Mitteln, gewiß; aber immerhin ein Versuch, dessen Ursachen wir verstehen. Wir können aus dieser Situation noch mehr sehen: daß dem bewußten und für die Mutter quälenden Anspruch des Kindes ein geheimer, durch den Einfall in der Sprechstunde in der Mutter aufgedeckter Anspruch dieser Frau entspricht: der Anspruch nämlich, dieses Kind möge ihr eine Wiederkehr ihres Vaters bedeuten, jedenfalls dem Vater so viel wie möglich gleichen. Der Anspruch der Mutter hindert sie daran, das Kind in seiner durchaus anziehenden Wirklichkeit zu lieben, der Anspruch des Kindes als Versuch mit ungeschickten Mitteln erhöht die Liebesschwierigkeit, statt sie zu beseitigen. Sollen wir dem Kind zumuten, einzusehen, daß die Mutter eine Vaterbindung hat und aus dieser Bindung heraus nicht in der Lage ist, den Knaben so zu lieben, wie er es für sein Leben braucht? Was kann aus einer solchen Situation, vorausgesetzt, daß die Mutter ihren Anspruch nicht vollkommen durchschaut und aufgibt, anderes werden, als daß das Kind, abgesehen von etwaigen klinischen Symptomen, folgende Schwierigkeiten entwickelt:

1. erhöhten Liebesanspruch, wie wir gesehen haben.

2. Leiden am Leben, da doch die Mutter für das Kleinkind die Welt darstellt, gegenüber der alles übrige zunächst zurücktritt. Und diese Welt ermangelt der Liebe.

3. Minderwertigkeitsgefühl: „wäre ich anders", so läßt sich dieses Gefühl interpretieren, „so wäre es besser um mich bestellt, dann hätte mich die Mutter mehr lieb" (was der vollen Wahrheit entspricht).

4. Ichhaftigkeit. Die Frage lautet hier: „Wie müßte ich sein, damit ich geliebt werde? In welcher Richtung genüge ich nicht? Wie soll ich mich ändern, wenn ich doch nicht weiß, wie das beginnen?"

Sie sehen, die Naivität dieses Kindes ist erschüttert, und die Neurose nimmt in der Form des unersättlichen Begehrens nach der Gegenwart der Mutter ihren Anfang — ihren sichtbaren Anfang! Sie war immer „da" und fällt zusammen mit der Störung des Liebeslebens zwischen Mutter und Kind. Auf welche Weise sich dieses Kind für den Abmangel Ersatz schaffen wird, ist gar nicht abzusehen, es kann durch erhöhte Leistung geschehen, durch einen ewig ungestillten Ehrgeiz, so zu werden, daß der Knabe anderen Personen gegenüber Erfolg hat, wobei aber dieser ungestillte Ehrgeiz immer noch die neurotische Provenienz verraten würde. Viel wahrscheinlicher sind Ausfallserscheinungen neurotischer Art und mit der Zeit die Ausbildung von Symptomen.

Fall 2. Eine Frau von 45 Jahren im beginnenden Klimakterium leidet an melancholischen Depressionen, schweren Speiseröhrenkrämpfen, andauerndem Erbrechen, Kopfweh, rheumatischen Erscheinungen. Wünscht durch eine Analyse von ihren Leiden befreit zu werden. Die Behandlung ist nach einer Reihe von 14 Organärzten die erste, die das Erscheinungsbild als das einer Neurose auffaßt.

Aus der Jugendgeschichte ergibt sich, daß der im 34. Lebensjahr nach dem Tod beider Eltern geschlossenen Ehe eine ungewöhnlich unglückliche Jugend voraufgegangen ist. Die Mutter der Patientin stammt aus guter Familie, hatte sich dazu „herabgelassen", einen ihrer Meinung nach unter ihr stehenden Mann zu heiraten, scheute Schwangerschaften. Die Patientin war das einzige Kind, das durch ein Versehen in vorgerückteren Jahren der Mutter geboren wurde. Alle Aggressionen der von ihrem Leben und insbesondere an ihrem Mann enttäuschten Frau entluden sich auf das Haupt dieser Tochter, an der nichts Gutes in den Augen der Mutter zu finden war, obgleich sie in jungen Jahren äußerlich und innerlich anziehend war. Insbesondere das Äußere dieses Mädchens erregte die ununterbrochene Kritik der Mutter, die sich nur bei einer Gelegenheit einigermaßen liebeszugänglich zeigte: wenn das Kind krank war. Krankheit wurde also verhängnisvollerweise das Mittel zur Gewinnung der mütterlichen Liebe. Allerdings mußte die Patientin aus Sorge

um ihren Körper die ernstesten Prozeduren über sich ergehen lassen: wegen eines angeblich verkrümmten Rückgrats mußte sie auf Geheiß der Mutter regelmäßig in eine orthopädische Sprechstunde gehen, die der Patientin noch heute als eine Art von Folterkammer erscheint. Es wurde der Patientin von der Mutter klargemacht, daß sie zu gar nichts tauge, zu keinem Beruf Fähigkeiten besitze, geschweige denn zum Heiraten, sie solle froh sein, wenn sie im Elternhause ein Plätzchen behalte, wo man ihr zu essen gebe. Das Resultat dieser Erziehungsmethode können Sie sich vorstellen. Die Patientin leidet an einem unbesiegbaren Minderwertigkeitsgefühl, an den schwersten Depressionen, hält auch heute noch alles, was sie tut, für verkehrt und ist überhaupt in extremer Weise leidsüchtig. Auch sie hat einen Mann unter dem Stand geheiratet, der noch dazu 10 Jahre jünger ist als sie, ein sehr geiziger und banaler kleiner Beamter, der charakteristischerweise nur dann einigermaßen gütig gegenüber seiner Frau ist, wenn sie krank ist. Er hat alle Opfer für die Behandlungen und Medikationen seiner Gattin willig getragen, hält aber beispielshalber nichts von Weihnachten, weil Weihnachten nichts anderes sei als unnütze Geldverschwendung. Warum hat sich, können Sie hier fragen, diese Frau in einer solchen Ehe eine Verewigung ihrer neurotischen Leiden geschaffen? Doch offenbar zunächst deshalb, weil sie sich in ihrem Selbsthaß und Minderwertigkeitsgefühl eines besseren Loses nicht für würdig hielt, in tieferer Schicht wohl auch deshalb, weil sie von der unbewußten Hoffnung lebt, es werde das Wunder eintreten, daß sie doch geliebt wird, und zwar gerade von einer Person, die an Liebesarmut nichts zu wünschen übrig läßt, gerade so wie einst ihre Mutter. Sie warb also bei ihrem Mann eben durch ihre Symptome in der gleichen Weise um Liebe, wie sie es früher durch ihre zahllosen kleineren und ernsteren Erkrankungen bei ihrer Mutter gelernt hatte. Schauen Sie sich von diesem Beispiel aus gesehen die hysterischen Erscheinungen in ihrer Gesamtheit an: wenn ein Kind erfährt, daß seine Eltern und insbesondere die Mutter sich ihm liebevoll zuwenden und Angst um es haben, wenn es krank ist, sich aber sehr viel weniger freundschaftlich um das Kind kümmern, wenn es gesund ist — liegt es da nicht nahe, daß ein Kind krank sein *spielt*, für den Fall, daß es ihm nicht gelingt, wirklich krank zu *sein*? Die Einschätzung der Hysterie hat sich glücklicherweise im Verfolg eines ernsteren Studiums der Neurosen gewandelt. Aber immer noch trägt der Hysteriker den Fluch, er sei ja gar nicht krank, er sei „nur nervös". Geben wir zu, daß es sich um Theater, wenn auch um unbewußtes Theater handelt, eine Erscheinung, die ich *Mimikry* nennen möchte, da tief unbewußte, vegetative Zonen des Organismus in Mitleidenschaft gezogen sind. Aber wir sollten doch nicht vergessen, daß alle hysterische Mimikry aus Not entstanden ist und, natürlich in unglücklicher und unzweckmäßiger Weise, fehlende Liebe

der Umgebung zu erringen sucht, bestände diese Liebe auch nur aus angstvoller Fürsorge.

Fall 3. Ein anderes Bild. Junge Frau mit einer Selbstmordphobie. Schwere Depressionen, leicht kataton, Weinkrämpfe, phobische Ängste vor Fenstern — aus denen man sich herausstürzen könnte, vor Bächen und Flüssen — in die man sich hereinstürzen könnte; Angst vor Gesprächen über Selbstmord, Notizen über Selbstmord in der Zeitung, Häusern von Selbstmördern und ihrer Umgebung. Die Neurose trat in der Brautzeit der Frau auf, die vorher ein scheinbar lebenslustiges junges Mädchen gewesen war, und zwar im Zusammenhang mit sehr deutlich auftretenden Ansprüchen des Bräutigams: eine Frau habe weich, sanft, immer heiter zu sein und ihren Mann in allem, was er tue und denke, zu bewundern. Dieser Anspruch des Bräutigams stand in einem verhängnisvollen Kontakt mit Ansprüchen der Mutter der Patientin, die im 40. Lebensjahr aus Versehen diese Tochter geboren hatte: als unerwarteten Ersatz für eine 18 Jahre zuvor geborene, im 12. Lebensjahr verstorbene, besonders begabte erste Tochter, deren Namen die Patientin erhielt. Da war das Bild der Mutter von ihrer Tochter, wie sie sein soll: genau so wie die anscheinend besonders sanfte, fleißige und gutherzige Verstorbene. Da war die Tochter selbst: mutwillig, bubenhaft, später eitel, sehr zu Selbständigkeit geneigt, stark männlichkeitsneidisch, in der Schule recht mittelmäßig. Unerwünscht gekommen, unerwünscht ausgefallen, genierlich für die Reputation der schon bejahrten Mutter in der Kleinstadt, war der kleine Nachzügler nicht gerade in beneidenswerter Lage. Der Vater, der von „leiblichen Stiefkindern" als Ersatz für die fehlende Mutterliebe in Anspruch genommen zu werden pflegt, war nur ein Zaungast in diesem Hause, lebte die Woche über auswärts, trat nur über den Sonntag in Erscheinung. Seligkeit des Kindes, wenn der Vater erschien, Verzweiflung, wenn er wieder wegging. Mit 3 Jahren fällt das Kind zum Samstagsempfang des Vaters über eine 3 m hohe Gartenmauer, wird besinnungslos ins Haus getragen, vom Vater aufs Sorgfältigste gepflegt. Mit 6 Jahren wiederholt sich genau der gleiche Unfall, wiederum im Zusammenhang mit dem Wochenendbesuch des Vaters. Wäre das Kind damals 16 gewesen, so hätte man von einem Selbstmordversuch gesprochen, da es aber 6 war, so redet man nur von einem Unfall. Kleine Kinder haben ja bekanntlich in ihrem Nest glücklich zu sein, und wie sollte man bei einem so glücklichen kleinen Kind auf die Idee kommen, daß es aus Not eine Fehlhandlung beging, die ihm fast das Leben gekostet hätte? Immerhin gibt zu denken, daß die spätere Braut an einer Selbstmordphobie erkrankt, und zwar in dem Augenblick, in welchem sie entdeckt, daß ihr Mann nicht etwa eine Neuauflage des geliebten und verstehenden Vaters ist, sondern eher eine Neuauflage der

versagenden Mutter, die eine grundsätzliche Änderung der ganzen Person und des Charakters als Voraussetzung für zu gewährende Liebe beansprucht.

Selbstmordphobie? Vergessen wir nicht, daß sie ja von der Mutter dazu ausersehen war, so zu werden, wie ihre tote Schwester. Also nur wenn man tot ist, wird man der vollen Liebe der Mutter teilhaftig. Es wird Sie interessieren, daß es gerade dieser Zusammenhang war, der die entscheidende Einsicht in der ganzen Analyse bewirkte. Von diesem Augenblick an begann sich die sehr intelligente und durchaus liebenswerte Frau aus der neurotischen Suggestion zu lösen und ist heute freier von neurotischen Störungen als so mancher, der marktgängig als gesund gilt. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß diese glückliche Entwicklung nicht eingetreten wäre, wenn nicht auch der Mann parallel mit der Behandlung der Frau eine weitgehende innere Entwicklung durchgemacht hätte, die es ihm ermöglichte, seine starren Ideale umzubauen und dem eigentlichen Wesen seiner Frau Spielraum und Entfaltung zu geben.

Fall 4. Junger Mann von 28 Jahren, Junggesell, feminine Züge, beschäftigungs- und berufslos, einziger hinterbliebener Sohn nach dem Selbstmord eines älteren Bruders, lebt mit seiner Mutter zusammen in einer Art von seelischer Ehe. Kommt in Behandlung wegen „Homosexualität", doch hatte niemals homosexuelle Betätigung stattgefunden. Es handelt sich vielmehr um homosexuelle Phantasien, totale Gleichgültigkeit gegen die Frau, schwerste masochistische Praktiken vor dem Spiegel, ungewöhnlich hoher Körpernarzißmus, Angst vor dem Beruf, vor Arbeit, tiefe Minderwertigkeitsgefühle, Selbstmordideen. Der Patient stammt aus folgendem Milieu: die Mutter war nur drei Jahre verheiratet, dann starb der Mann an Karzinom und hinterließ ihr zwei Söhne. Der Mann soll untreu in der Ehe gewesen sein, demütigte jedenfalls die Frau in ihrer Würde nach jeder Richtung und erzeugte (oder befestigte?) in dieser Frau einen pathologischen Haß gegen die Männer. Kein Gedanke an Wiederverheiratung. „Zwei Söhne sind auch schon genug." Der ältere geriet mehr ins Männliche, war schwermütig, wortkarg, verschlossen, begab sich mit 18 Jahren wie gewohnt an seinen Arbeitsplatz und kam nie wieder. Wurde verschollen erklärt, Selbstmord mit hoher Wahrscheinlichkeit festgestellt, aber nicht ganz sicher. Der jüngere Sohn geriet ins Weibliche, was der Mutter sehr willkommen war, wurde in den ersten 3 Jahren als Mädchen gekleidet, wegen eines Nabelbruchs dauernd intensiv geschont, von jedem Luftzug ferngehalten, mit Puppen beschenkt, kurz, als zimperliches Mädchen erzogen. Er sollte dem Männerfluch entgehen. Er tat der Frau den Gefallen, entwickelte an seinem Bruder eine heiße Bewunderung für junge Männer, die nach dem Verschwinden des Bruders mit schwersten Depressionen und Schuldgefühlen verlötet blieb, und, wahrscheinlich im Zusammen-

hang mit einer Kinderverführung durch den Bruder und dessen Freunde, Ausgangspunkt seiner homosexuellen Phantasien wurde. Typische engste Mutterbindung, wie sie bei den Homosexuellen so häufig ist; sorgt für die Mutter wie eine Mutter, wird von ihr gehätschelt wie ein kleines Mädchen. Hinter der Bindung an die Mutter ließen sich zerstörende aggressive Phantasien frühinfantilen Charakters gegen die Mutter nachweisen; die Bindung ist also tief ambivalent: hinter der angeblichen in affektierten Tönen vorgetragenen Liebe schlummert der Haß und tritt in gelegentlichen Jähzornsexplosionen zwischen Mutter und Sohn auch bewußt auf. Haben wir das Recht zu der Frage, was aus diesem jungen Mann geworden wäre, wenn er nicht gerade von dieser Mutter stammte und nicht durch seine Bindung an sie gekettet wäre?

Fall 5. 10jähriger Junge, wird von der Mutter mit einer eines Questenberg würdigen Anklagerede eingeführt. Sei schlecht in der Schule, störrisch, ängstlich, keine Kameraden, Angst vor gesunder Jungenhaftigkeit, immer Mamakindchen, müsse ständig beaufsichtigt werden. Einziges Kind! Verdankt seine Entstehung einer vorehelichen Beziehung der Mutter zu ihrem späteren Gatten, die Heirat kam auf die Schwangerschaft hin zustande. Die Mutter ist das 8. Kind hinter 7 und vor einem jüngsten Bruder. Der Vater dieser Mutter war unbedeutend, wenig erfolgreich, „Kinderspott", wurde von allen über die Achsel angesehen, am meisten von seiner Gattin selber, die das Heft in der Hand hatte, auch die Geschäfte führte. Mit der einzigen Tochter, eben der Mutter des kleinen Patienten, teilte diese Frau alle ihre Sorgen, sie wurde also Vertrauensperson, späterhin auch Pflegeperson ihrer Mutter. Als sie heiratete, war es ihre große Angst, daß der kleine Junge ebenso untüchtig, kümmerlich und unbedeutend werden könne, wie es ihr eigener Vater einmal war. Eine Reihe von Anzeichen schien diese Angst zu rechtfertigen, jedenfalls wurde sie in ihren Befürchtungen durch den Jungen nicht unmittelbar beruhigt. Als ich den Fall antrat, machte der Junge Kaltwasserkuren zur Abhärtung, wurde den ganzen Tag über angeschrien: Halt dich gerade, sei tapfer, sei ein Junge, laß dich nicht unterkriegen, dabei ständig von morgens bis abends auch bei den Schulaufgaben kontrolliert. Unter anderem brachte die Mutter gegen den Jungen vor, er stottere; doch habe ich in all den Stunden, in denen dieser Junge bei mir war, niemals ein Anzeichen von Stottern entdecken können. Er stotterte nur aus Angst vor der Mutter — oder aus Agressionen gegen die Mutter, was dasselbe ist. Es ergab sich von selbst, daß, nach einer vorläufigen Sanierung der äußeren Verhältnisse, die Mutter in meine Behandlung kam: schwere Klaustrophobie, Badeangst, Schreckträume, allgemeine Lebensängste. Die Behandlung konnte erfolgreich für Mutter und Kind durchgeführt werden, der Junge erholte sich rasch von dem mütter-

lichen Alpdruck und ist heute zwar kein glänzender Schüler, aber gerade auf dem Gebiet, auf dem die Mutter besonders Angst gehabt hatte, nämlich charakterlich, in seiner Eigenschaft als Junge, vollkommen in Ordnung. Die Frau sieht das Leben heute auch heiterer an.

*

Ich gebe Ihnen ohne weiteres zu, daß diese paar aufs Geratewohl aus der Praxis herausgegriffenen Fälle von Mutter-Kind-Beziehungen weder besonders eindrucksvoll noch gar in dem Sinne beweisend sind, daß sie endgültige Schlüsse zur Neurosenätiologie zulassen. Das ist auch gar nicht der Zweck dieses Vortrags. Er möchte viel eher eine Diskussion *eröffnen* als eine Diskussion abschließen, Probleme aufwerfen, nicht lösen, vor allem dazu anregen, die Frage der Beziehungen zwischen dem neurotischen Patienten und seiner Mutter einer genaueren und systematischeren Prüfung zu unterziehen, als dies bisher geschehen konnte. Gerade die Psychoanalyse selbst, die Lehre von den infantilen Traumen des Kulturmenschen, hat hier noch viel zu erforschen und bis zu einem gewissen Grad auch richtigzustellen. Denn die Rolle der Mutter bei der Neurosenentstehung, überhaupt der Einfluß des Milieus und der Hauptpersonen auf der kindlichen Bühne, ist noch viel zu sehr im Schatten gegenüber dem Studium der Symptomatik. Mag als eine Erscheinung menschlichen Leidens die Neurose immerhin mit der somatischen Krankheit verwandt sein, sich auch oft genug nach der organischen Seite hin ausdrücken, so ist doch der wesentliche Unterschied der, daß die Neurose ein *soziologisches Phänomen* ist, ein Erscheinungsablauf, der so lange unverständlich bleibt, als wir nicht zu dem Patienten, dem Träger dieses Leidens, den Gegenspieler hinzunehmen, der unentbehrlicher Mitträger in diesem Erscheinungsablauf ist. Denn ebenso, wie wir bei Kindern und angesichts der Kindheit neurotischer Erwachsener unschwer die Gegenspieler in Gestalt der Mütter und vikariierend auch anderer Personen festzustellen vermögen, so deutlich stehen auch im aktuellen Leben neurotischer Erwachsener die Gegenspieler mit auf der Bühne. Haben Sie jemals eine neurotische Frau in Ihrer Praxis kennengelernt, deren Mann nicht, wenn auch auf eine vielleicht geräuschlosere und nicht unmittelbar auffallende Weise an der Aufrechterhaltung dieses neurotischen Zustandes der Ehefrau beteiligt wäre? Und ebensooft das Umgekehrte, daß ein Mann eine lärmende neurotische Symptomatik produziert, die zur Behandlung gelangt, wobei sich dann allmählich herausstellt, daß die Frau, die anscheinend den Ansprüchen des Lebens besser gewachsen war, mit ihren eigenen Schwierigkeiten zur Stützung dieser Symptomatik beiträgt?

Man hat in der Analyse meiner Überzeugung nach einen ganz großen und weittragenden Irrtum damit begangen, daß man die Erscheinung der *Bin-*

dung, also die Abhängigkeit eines Menschen von einem anderen, ohne weiteres mit Liebe gleichsetzte. In Wirklichkeit handelt es sich bei jeder Bindung eher um das Gegenteil von Liebe. Bindung ist Werbung, das sahen wir schon in unserem ersten Kinderfall, der heute zur Sprache kam. Wo Werbung ist, ist Liebesmangel, und er wird gewöhnlich nicht dadurch ausgeglichen, daß ein Abhängiger in irgendeiner neurotischen Form um denjenigen wirbt, von dem er abhängig ist. Wenn es ein Zeichen für echte Liebe gibt, die wir der Bindung etwa unter dem Begriff der Strahlung gegenüberstellen könnten, so ist diese Liebe etwas, was frei macht, und nicht etwas, was bindet. Unbefangenheit, Selbständigkeit und Mut zur persönlichen Entscheidung der eigenen Dinge bei Heranwachsenden ist ein Zeichen von Liebe: sowohl derjenigen, die ihnen zuteil geworden ist, wie der, die sie in sich tragen — und nicht Bindung!

Wenn wir unsere Kinderfälle betrachten und damit die Neurose in statu nascendi vor uns sehen, so ergibt sich durchweg das Bild einer Überlastung des Kindes und zwar in zwei typischen Formen: entweder steht das Kind in einer Situation der Verlassenheit, gekennzeichnet durch Abwendung der Pflegepersonen und speziell der Mutter, womit dem Kind die Aufgabe erwächst, allzu früh selbständig zu werden und das Leben mit Kräften zu meistern, über die es noch nicht verfügt. In solchen Fällen, die nach meiner Erfahrung die Minderzahl bilden, wird jeder unbefangene Beobachter einen Mangel an Wärme und Führung ohne weiteres zugeben. Die andere Grundform des neurotischen Milieus, sicher die häufigere, überlastet das Kind in larvierter Form: hier wird das Kind zum Gegenstand ungelöster elterlicher Ansprüche und soll Ersatz bieten für Mängel, die in der infantilen oder aktuellen Situation der Mutter vorhanden sind. In diesen Fällen sieht es auf den ersten Blick nicht so aus, als ob das Kind an Liebe zu kurz käme. Wir kennen doch die ewig besorgten, ängstlichen, verwöhnenden Mütter, die keinen andern Gedanken haben als ihr Kind. Aber es wäre falsch, Verwöhnung und Liebe gleichzusetzen. Hinter einem solchen mütterlichen Verhalten steckt immer eine übergroße Bindung und damit eine Überbelastung des Kindes, die aus der mütterlichen Neurose stammt. Damit hängt es zusammen, daß sowohl Kinder kalter und achtloser Mütter, wie Kinder besonders verwöhnender und ängstlicher Mütter gleichmäßig das Bild schwerer Neurosen bieten können. In beiden Fällen ist die Kinderneurose eine Reaktion auf Überbeanspruchung: im einen Fall durch die Schutzlosigkeit gegenüber der Realität mit ihren Forderungen, im anderen Fall die Schutzlosigkeit gegenüber einem neurotischen Anspruch der Mutter.

Dieser ungestillte Liebesanspruch ist es, der traumatisch wirkt, derselbe Anspruch, den wir in der analytischen Praxis in Form einer stets ambivalenten

Bindungsbereitschaft wiederfinden. Übertragung ist nicht Liebe. Jede Bindung, auch in der Praxis des Arztes ist Werbung, und es ist kein Zufall, daß entlang dieser Übertragung, der positiven und der negativen, die Neurose des Patienten abläuft. Sie ist ja aus dieser Bindungsbereitschaft einmal entstanden, und die Form der Übertragung ist dergestalt das sicherste Kennzeichen für die spezifischen Traumen und Ausfallserscheinungen. die der Patient als Kind erlebt hat.

Auch in der Praxis beweist sich also die soziologische Natur der Neurose. Wir müssen mit dem eingewurzelten Vorurteil brechen, als sei die Neurose etwas, was in einem Menschen darin steckte. Es ist eher so, daß Neurose sich an einer menschlichen Beziehung entzündet, und der Begriff hat nur Sinn, wo eine solche Beziehung existiert, die zwei Menschen aneinander bindet. Dürfen wir nicht von diesem Standpunkt aus auch ohne besondere theoretische Begründung erwarten, daß die Beziehung zur Mutter, die erste menschliche Beziehung, die es gibt, vorbildlich und ausschlaggebend für alle weiteren Beziehungen fortwirkt? Sollten wir Männer die Rolle des Vaters, so wichtig sie immer sein mag, nicht ein wenig überschätzt haben, denn alles spricht dafür, daß gegenüber der primären Natur der Beziehung des Kindes zur Mutter die Beziehung zum Vater einen sekundären und gegebenenfalls einen vikariierenden Charakter hat. Bei beiden Geschlechtern entwickeln sich die heftigen und oft so verhängnisvollen Vaterbindungen fast immer nur da, wo die Mutter als Liebesquelle zuvor versagt hat. Hier wird natürlich der andere Elternteil für das Kind immer deutlicher ins Blickfeld rücken und aus dem Mangel an natürlicher Mutterliebe heraus heißer umworben sein, als es für die spätere Zukunft des Kindes gut ist.

Diese Erwägung führt zu einer Vermutung über den Heilungsfaktor in der Neurosentherapie. Wir können dem im infantilen Milieu geschädigten Menschen nicht geben, was er einmal entbehrt hat und nun von uns verlangt. Wir können ihm die fehlende Mutterliebe nicht ersetzen; denn weder sind wir Mutter unserer Patienten, noch sind die Patienten unsere Kinder. Aber wir können ihm dazu verhelfen, daß er sein Leiden in seiner Bedingtheit durch sein Urmilieu verstehen lernt, daß er die Unzweckmäßigkeit seiner Reaktionsweisen einsehen lernt als immer neu wiederholte Antworten auf Reize, die ihn früher einmal getroffen haben. Das neurotische Schuldgefühl, das so oft im Vordergrund des Krankheitsbildes steht, hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß der Patient den Fremdcharakter seiner Neurose dunkel spürt und damit den Drang, von dieser Panzerung frei zu werden. Indem wir hinter seinen Schwierigkeiten sein Selbst erkennen, und indem wir diesem Selbst zur Freiheit verhelfen, ermöglichen wir ihm zu finden, worum er in seiner Jugend vergeblich gerungen hat.

NAMENREGISTER

BAND 10

SACHREGISTER

BAND 10

C

D

E

F

G

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Otto Curtius, Duisburg a. Rh. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Arnold Plohmann, Leipzig. — Verlag: S. Hirzel, Leipzig C 1, Königstr. 2. — Druck: A. Heine GmbH., Gräfenhainichen. — „I. v. W. g." — Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste 1. — Printed in Germany.